





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Zerberus, der Höllenhund

Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Zerberus, der Höllenhund

John Sinclair Nr. 325

von Jason Dark

erschienen am 25.09.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Zerberus, der Höllenhund

Bill Conolly rechnete mit einem gemütlichen Feierabend, bekommen sollte er einen Gruß aus der Hölle, der sich zu einem Inferno ausweitete.

Dabei war der Tag normal verlaufen. Bill hatte an einem Umweltschutzartikel gearbeitet, denn er schrieb hin und wieder als Gastkommentator für die großen Gazetten und Magazine. Oft genug schickte er seine Arbeiten per Post an die Magazine, an diesem Tag jedoch wollte er den Kommentar persönlich in der Fleet Street vorbeibringen. Zudem war er froh, aus dem Haus zu kommen, denn Sheila, seine Frau, hatte einige Bekannte eingeladen. Das »Geschnatter« der Frauen fiel Bill auf den Nerv. Er hatte auch keine Zeit genannt, wann Sheila ihn zurückerwarten konnte, denn bei den alten Kollegen verplauderte sich Bill sehr oft.

So war es auch diesmal gewesen. Wenn Bill die Luft in den Redaktionsräumen roch, die Hektik spürte, die Anspannung genoß, den Lärm, das Klingeln der Telefone, dann fühlte er sich plötzlich wieder zu Hause und wurde an die glorreichen Zeiten erinnert, die er bei der Zeitung zugebracht hatte…

Natürlich endete der Besuch in einem der zahlreichen Lokale, die es in der Fleet Street gab.

Da Bill mit dem eigenen Wagen gekommen war, stieg er nach einem großen Bier schnell auf Mineralwasser um. Man redete über Gott und die Welt, und als Bill auf die Uhr schaute, bekam er einen gelinden Schreck. Es wurde schon bald dunkel.

Nichts wie los!

Er verabschiedete sich hastig und fuhr wieder zurück. Auf seinen Lippen lag dabei ein sehnsüchtiges Lächeln. Manchmal spielte er mit dem Gedanken, für ein oder zwei Monate wieder einzusteigen, um noch einmal an der Hektik teilnehmen zu können.

Er verwarf den Gedanken. Es war nicht mehr so wie früher. Die Zeiten hatten sich nicht nur allgemein geändert, sondern auch für ihn persönlich. Durch seine Freundschaft zu John Sinclair, dem Geisterjäger, waren er und seine Familie oft genug in einen Kreislauf des Schreckens hineingeraten und hatten sehr viel durchmachen müssen.

Sogar auf der Abschußliste des Teufels hatte sie gestanden, und fast wäre es dem Satan gelungen, sie zu vernichten.

Der Reporter hatte sich darüber Gedanken gemacht, wie sein Haus abzusichern war. Er wollte da mit jemandem sprechen, den man mit ruhigem Gewissen als Fachmann bezeichnen konnte.

Und zwar mit dem Mann, der John Sinclairs Silberkugeln herstellte.

Ein gewisser Father Ignatius. Bill hatte ihn eingeladen, nach London zu kommen, und der Pater hatte zugestimmt. Er brachte gleichzeitig neue Munition mit. Father Ignatius war bereits in der Stadt, wohnte allerdings bei einem ihm bekannten Pater und wollte irgendwann bei den Conollys vorbeischauen. Eine Zeit hatte er nicht angegeben. Er konnte sehr plötzlich vor der Tür stehen.

Der Pater war da ziemlich unkonventionell. Die Größe Zeit jedenfalls diktierte sein Leben nicht.

Bill wohnte im Londoner Süden, in einer sehr ruhigen Gegend, wo jeder Hausbesitzer noch ein großes Grundstück besaß. Als Bill seines erwarb, war das Land noch nicht so teuer gewesen. Er hatte einen künstlichen Hügel anschütten lassen und einen Bungalow darauf gebaut.

Noch sah er die Sonne. Sie verwandelte den Himmel im Westen in ein Glutmeer, während sich von Osten her die Dämmerung vorschob wie mit langen, gierigen Fingern.

Es war ein schöner Tag gewesen, und Bill Conolly lächelte, wenn er die Stunden noch einmal Revue passieren ließ. Da hatte es Action gegeben, ohne daß es gefährlich wurde. So etwas tat auch mal gut.

Er rollte weiter. Obwohl er einen Porsche fuhr, jagte er nicht. Bill hielt sich an die Verkehrsregem, er wollte noch etwas von der Gegend

sehen.
Die Scheibe an der Fahrerseite hatte er nach unten fahren lassen. Das frische Grün der Bäume gab einen Duft ab, der auch in das Auto wehte.
Bill fühlte sich wohl, und er fühlte sich noch wohler, als er in das Gebiet einbog, in dem er wohnte. Es war so warm, daß er sich noch einige Zeit auf die Terrasse setzen konnte, um den lauen Abend zu genießen. Ein wunderschöner Maitag eben.
An eine Gefahr dachte er nicht.
Und doch war sie da. Sie lauerte in der Nähe und wartete nur darauf, zuschlagen zu können.
An einer Ampel mußte Bill stoppen. Er rollte langsam heran. Hinter ihm befand sich noch ein Radfahrer, der links neben Bill stoppte und einen kurzen Blick in den Porsche warf.
Bill kannte den Mann nicht, der seine Runden drehte und dem es zu langweilig wurde, an der Ampel zu warten. Obwohl er keine freie Fahrt besaß, fuhr er weiter.
Bill mußte warten.
Menschen waren kaum unterwegs. Von der rechten Seite huschte ein Wagen über die Kreuzung. Die Häuser verschwanden hinter hohen Bäumen. Nur an der gegenüberliegenden Ecke war etwas frei. Dort lag ein kleiner Spielplatz. Jetzt war er verlassen.
Den Hund sah der Reporter, als er schon fast auf der Straße stand.
Vielleicht hatte er auf dem Spielplatz gelauert, Bill wußte es nicht.
Jedenfalls war er plötzlich da, lief auf die Straße und hockte sich vor dem Wagen des Reporters nieder.
Die Ampel sprang auf Gelb!
Erst jetzt kümmerte sich der Reporter um den Hund. »He, geh weg«, sagte er und vollführte hinter der Scheibe hektische Handbewegungen, die von dem Hund vielleicht wahrgenommen, doch wahrscheinlich nicht verstanden wurden. Jedenfalls blieb er hocken.
Bill schaute ihn sich an. Ein prächtiges Tier. Ziemlich groß und mit einem glatten weißen Fell. Eine Rasse konnte Bill nicht erkennen.
Zudem war er auf dem Gebiet kein Fachmann, aber der Kopf des Hundes erinnerte ihn an eine Mischung aus deutschem Schäferhund und Dogge. Ein wirklich seltsamer Schädel. So einen hatte der Reporter noch nie zuvor gesehen, und als der Hund das Maul öffnete, zeigte er ein kräftiges Gebiß.
Außerdem dachte er nicht daran, die Straße zu räumen. Da Bill Conolly Platz genug besaß, setzte er den Wagen zurück und umfuhr den vor ihm hockenden Hund.
Langsam rollte er an ihm vorbei. Der Hund hatte den Kopf gedreht und ihn ein wenig angehoben.
Für eine winzige Zeitspanne konnte der Reporter in die Augen des

Tieres sehen.
Ihn schauderte. Es war ein gnadenloser Blick, der ihm da aus den Augen entgegenstrahlte. Ein Blick, der Angst machen konnte. Wie von einem Menschen, der haßte.
Im Gegensatz zum fast weißen Fell des Hundes waren die Augen dunkel. Sie erinnerten an zwei Punkte. Ohne Gefühl, ohne Erbarmen, völlig kalt und ausdruckslos.
Dann war Bill vorbei.
Irgendwie war ihm der Hund nicht geheuer. Sein Auftauchen freute den Reporter nicht und hatte ihm die Lust an diesem Abend verdorben.
Er schaute in die beiden Spiegel und versuchte, das Tier zu entdecken.
Es war verschwunden!
Bill hob die Schultern. Er befand sich nicht mehr weit von seinem Haus entfernt, und er dachte daran, daß der Hund irgendeinem Bewohner aus der Nachbarschaft gehörte. Vielleicht hatte sich die Familie das Tier neu zugelegt, sonst wäre es dem Reporter sicherlich schon früher mal aufgefallen.
Er schaltete den Gedanken aus und dachte an seine Familie. Sheilas Bekannte hatten sicherlich schon das Weite gesucht. Es war durchaus möglich, daß sich Pater Ignatius schon im Haus befand. Wenn ja, war das ein gefundenes Fressen für den kleinen Johnny, denn der aufgeweckte Junge würde dem Pater bestimmt zahlreiche Fragen stellen.
Bill vergaß den Hund wieder. Er brauchte nur mehr zwei Kurven zu nehmen, um in die Straße einzurollen, in der er wohnte. Es war eine Gegend, wo die Bäume noch standen. Auch leider nicht mehr normal in der heutigen Zeit, da der Bauboom auf nichts Rücksicht nahm.
Manche Zweige ragten bis über die Straße. Sie bildeten ein Dach aus kleinen grünen Blättern.
Ein Wagen kam Bill entgegen. Der Fahrer blinkte kurz auf. Es war ein Bekannter aus der Nachbarschaft. Bill grüßte zurück. Kaum hatte ihn das Fahrzeug passiert, als er die schrillen Schreie hörte.
Sofort senkte der Reporter die Geschwindigkeit. Er hatte gut daran getan, denn plötzlich jagten von der rechten Seite her fünf Katzen über die Fahrbahn. Sie liefen kreischend und in panischer Angst davon, als hätte sie etwas Fürchterliches erschreckt. Bill schaute den Katzen so lange nach, bis sie in den Gärten auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwanden.
Erst der Hund, jetzt die Katzen…
Der Reporter hob die Schultern. War das normal? Im Prinzip ja, kein Grund zur Beunruhigung, und doch kam es Bill ein wenig seltsam vor.
Er war des öfteren um diese Zeit nach Hause gefahren. Konzentriert

hatte er so etwas noch nicht erlebt.

Was das wohl sein konnte?

Der Job und der Umgang mit Schwarzen Mächten hatten ihn mißtrauisch gemacht. Zudem besaß er selbst eine Wölfin im Haus, in der die Seele eines Menschen steckte.

Nadine war gewissermaßen Johnny Conollys Schutzengel. Sie achtete auf ihn, wenn er schlief, und hatte ihn schon mehr als einmal so gut beschützt, daß dies schon als Lebensrettung angesehen werden konnte.

Und weiter ging die Fahrt.

Bis der Hund erschien!

Auf einmal war er da. Er sprang auf die Straße, geriet so dicht vor Bills Wagen, daß der Reporter eine Vollbremsung machen mußte.

Hinter ihm befand sich niemand, so daß auch keiner auffahren konnte.

Der Hund stand vor ihm. Wie vor wenigen Minuten an der Ampel. Der weiße Körper, die langen Beine, all das war vorhanden und auch normal. Nur etwas hatte sich verändert.

Der Kopf.

Aus einem waren drei geworden.

Drei Schädel wuchsen auf dem Körper.

Und alle drei zeigten die grinsende Fratze des Teufels!

Schlagartig war Bill Conollys Laune dahin. Plötzlich hatte ihn der graue mörderische Alltag wieder. Vergessen war der Tag in der Fleet Street, das Freuen auf ein Zuhause.

Satan war gekommen!

Wie ein Denkmal hockte der Reporter hinter dem Lenkrad. Das plötzliche Auftauchen des Hundes hatte ihn so überrascht, daß er nicht fähig war, etwas zu unternehmen. Er umklammerte das Steuer, starrte nach vorn und sah das Gesicht des Teufels in dreifacher Ausfertigung.

Das war Asmodis! Wie er sich den Menschen zeigte, um sie in Angst und Schrecken zu versetzen. Ein Dreiecksgesicht mit schrecklichen Augen, einem breiten Mund, den aufgeblähten Nasenlöchern, die an die Nüstern eines Pferdes erinnerten, ein schauriges Bild, das Bill auf den Magen geschlagen war.

Er schluckte ein paarmal und zwinkerte mit den Augen. Sekunden dehnten sich, kamen ihm lang wie Minuten vor, und er fragte sich, wie er reagieren sollte.

Bill trug eine Waffe bei sich. Das hatte er sich angewöhnt. Es war eine Silberkugel-Pistole.

Konnte er den Hund damit töten?

Im nächsten Moment wurde er abgelenkt. So schnell wie die Schädel entstanden waren, so rasch verschwanden sie auch wieder. Plötzlich

stand ein normaler Hund vor ihm. Ein weißes Fell, ein großer Kopf, ein Maul, das aufgerissen wurde und eine Zunge entließ, die wie ein roter Lappen wirkte, als sie auf die Fahrbahn klatschte.

Nichts Unnormales mehr…

Bill wischte über seine Augen. Hatte er sich getäuscht? War er einer Halluzination erlegen?

Glauben konnte er es nicht. So etwas bildete man sich nicht ein. Nein, das war nicht drin. Der Hund vorhin war keine Spukgestalt gewesen.

Ebenso wenig wie der hier.

Was tun?

Das Tier selbst nahm den Reporter die Entscheidung ab. Seine Zunge peitschte noch weiter aus dem aufgerissenen Maul hervor, wurde lang und länger, wobei sich Bill noch wunderte, daß ein Tier so eine lange Zunge haben konnte, bis er bemerkte, wie sehr er sich geirrt hatte.

Das war keine Zunge mehr, sondern etwas anderes.

Feuer!

Blitzschnell breitete es sich aus, wurde zu einem Teppich und erfaßte im nächsten Augenblick den Porsche…

Bill wußte Bescheid.

Er sollte im Höllenfeuer geröstet werden!

***

Sheila hatte es geschafft und ihre Freundinnen verabschiedet. Die letzte halbe Stunde war sehr anstrengend gewesen, denn die Damen fanden einfach kein Ende. Sie kamen vom Hölzchen aufs Stöckchen und erzählten vor allen Dingen von ihren Männern, wobei einige kein gutes Haar an den Herren der Schöpfung ließen.

»Nur gut, daß so etwas nicht jeden Tag vorkommt«, sagte Sheila, als auch die letzte verschwunden war. »Das würde ich nicht aushalten.« Da sie draußen gesessen hatten, mußte Sheila noch den Tisch abräumen. Sie stellte das Geschirr, Gläser und Flaschen auf einen kleinen Wagen und fuhr ihn ins Haus. Den Wagen rollte sie in die Küche, wo sie ihren Sohn vorfand, dem es gelungen war, ein Glas mit Limonade zu verschütten.

Wie ein reuiger Sünder stand der Kleine da und suchte nach einer Ausrede.

Sheila nickte heftig. »Ich habe ja erst vor einigen Stunden gewischt. Was meinst du, wie das Zeug auf den Fliesen klebt.«

Johnny senkte den Kopf. »Ich wollte es ja nicht. Aber dann habe ich mich erschreckt.«

»Worüber denn?«

»Die Frauen waren so laut.«

Sheila verdrehte die Augen. »Um Ausreden bist du nie verlegen, mein

Kleiner.«

Johnny grinste. »Wie Daddy, nicht wahr?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Das sagst du doch immer.«

»Was ich mal im Spaß gesagt habe, spielt hier keine Rolle. Du verschwindest jetzt, denn ich will nicht, daß du in der Limonade herumtrampelst.«

»Ich habe aber noch Durst.«

Sheila schenkte ihrem Sohn persönlich ein Glas ein und drückte es ihm in die Hand. »So, jetzt kannst du trinken, ohne etwas zu verschütten. Alles klar?«

»Danke, Mummy.«

Es klappte, Johnny leerte das Glas, ohne zu verschütten. Als er es absetzte, fragte er: »Darf ich noch ein bißchen in den Garten gehen?«

»Aber nicht mehr lange. Daddy kommt gleich zurück. Da möchte ich, daß du umgezogen und geduscht bist. Wir essen dann auch zu Abend.«

»Daddy ist doch nie pünktlich.«

»Wer sagt denn das schon wieder?«

»Keiner. Aber das merke ich. Wenn er bei der Zeitung war, hat er immer gute Laune.«

»Sonst nie?«

»Kommt drauf an.« Johnny lachte noch und ging.

Sheila schüttelte den Kopf. Der Kleine hatte sich in der letzten Zeit ganz schön gemausert. Er war zu einem richtigen Lausebengel herangewachsen. Was sollte sie machen? Besser so als anders. Er war eben ein Junge, und er schlug nun mal über die Stränge.

Als Johnny verschwunden war, begann Sheila damit, die Gläser in die Spülmaschine zu räumen. Sie dachte dabei an die Worte ihres Sohnes.

Johnny hatte recht. Wenn Bill bei seinen alten Kollegen war, dauerte es meist länger, bis er kam. Er konnte sich nie richtig losreisen, wahrscheinlich würden sie und der Junge das Abendessen allein einnehmen.

Johnny war in den Garten gegangen und spielte dort mit Nadine. Die Wölfin mit der Seele eines Menschen tobte gern mit ihrem Schützling herum. Auch jetzt konnte der Junge mit ihr machen, was er wollte. Er ritt auf ihrem Nacken oder lag mit ihr im weichen Gras. Die beiden verstanden sich prächtig.

Als Sheila das sah, lächelte sie und strich eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie war froh dabei, daß Johnny Nadine hatte. Einen besseren Wächter und Aufpasser konnte man sich wirklich nicht vorstellen.

Ihr fiel ein, daß Father Ignatius kommen wollte. Wann er allerdings eintraf, hatte Bill nicht gesagt, da er es selbst nicht wußte.

Vorsichtshalber hatte Sheila schon eines der Gästezimmer zurechtgemacht, denn der Pater würde sicherlich mehrere Tage bleiben.

»Nadine, Nadine!«

Sheila hörte Johnny rufen, und sie wunderte sich über seine Stimmlage. Es klang so seltsam, ein wenig ärgerlich und erschreckt.

Sheila Conolly hatte es gelernt, mißtrauisch zu sein. Zuviel war schon geschehen. Sie klappte noch die Spülmaschine zu und eilte nach draußen.

Sheila war locker gekleidet. Eine bauschige weiße Hose trug sie, die über den Fußknöcheln endete. Der Pullover war dünnmaschig gestrickt.

Er paßte schon zum Sommer. Seine Farbe leuchtete wie die roten Blüten einer Mohnblume.

Johnny stand noch auf dem Rasen. Er war ziemlich sauer, denn er rief nach Nadine, ohne Erfolg, denn die Wölfin war verschwunden und kehrte nicht zurück.

»Was ist denn los?« fragte Sheila.

»Nadine ist weggelaufen.«

»Einfach so?«

»Ja.«

Sheila lächelte. »Vielleicht muß sie mal oder was weiß ich.«

Entschieden schüttelte Johnny den Kopf. »Das hat sie doch sonst nicht gemacht. Wir wollten spielen, und plötzlich rannte sie los. Ich rief, aber sie kam nicht zurück.«

»Na, sie wird schon wieder erscheinen. Tiere sind eben keine Menschen und haben ihren eigenen Kopf.«

»Aber nicht Nadine.«

»Auch sie. Glaube mir das, Johnny.«

Sheilas Sohn zog eine Schnute und spürte bald die Hand seiner Mutter auf der Schulter. »Ich glaube, für dich wird es Zeit, unter die Dusche zu gehen. Abmarsch.«

»Jetzt schon?« quengelte Johnny.

»Ich würde anders fragen. Erst jetzt? Eigentlich hättest du dich viel früher waschen müssen. Wenn du mal älter und erwachsen bist, kannst du meinetwegen so lange aufbleiben, wie du willst, aber nicht jetzt.«

»Immer das gleiche.« Johnny begann zu nörgeln. Mit betont langsamen und dennoch wütenden Schritten zog er davon. Es gab nur wenige Dinge, die er nicht mochte. Wasser gehörte dazu. Das sah er als überflüssig an, wenigstens, wenn er es zum Waschen benutzen sollte.

Beim Schwimmen war es etwas anderes. Es war fast jeden Abend das gleiche Spiel. Sheila hatte sich schon daran gewöhnt, nur hatte sich an

diesem Abend doch etwas geändert. Das Verhalten der Wölfin.

So reagierte Nadine normalerweise nicht. Daß sie einfach wegrannte, kannte Sheila nicht. Es mußte etwas dahinterstecken. Den Grund wußte sie allerdings nicht.

Man würde sehen…

Da Bill noch nicht zurück war, konnte Sheila auch kein Abendessen vorbereiten. Sie holte nur ein paar Baguettes aus der Kühltruhe, die sie rasch auftauen und durchbacken wollte, wenn ihr Mann kam.

Es schellte.

Das konnte nicht Bill sein, er besaß einen Schlüssel. Rasch eilte Sheila in die Diele und schaute auf den kleinen Monitor. Eine Kamera beobachtete den Eingang zum Grundstück, so konnte man im Haus sehen, welcher Besucher am Vorgartenende vor der Tür stand.

Ein Taxi sah Sheila noch wegfahren, und dann erschien die Gestalt eines Mannes, der ein wenig ungewöhnlich gekleidet war, denn er trug eine lange Kutte.

Father Ignatius war eingetroffen. Und ausgerechnet jetzt war Bill noch nicht zurück.

Sheila ärgerte sich ein wenig und öffnete. Zu Fuß ging der Pater den Weg hoch. Er trug einen Koffer, schaute sich nach jedem zweiten Schritt um und nickte zufrieden.

Sheila erwartete ihn vor der Tür stehend. Die beiden begrüßten sich mit Handschlag.

»Sehr schön haben Sie es hier«, sagte der Pater und nickte anerkennend. Er machte auf Sheila so gar nicht den Eindruck eines Geistlichen. Der Pater sah ziemlich weltlich aus. Er war groß, breitschultrig, und Sheila erinnerte sich daran, daß er im Kloster sogar als Schmied arbeitete.

»Bitte, kommen Sie doch ins Haus! Leider ist mein Mann noch nicht zurück. Er wollte zur Zeitung und…«

Der Pater lachte die blonde Sheila an. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Auch ich weiß die Gesellschaft einer hübschen Frau zu schätzen.«

Sheila konnte nicht vermeiden, daß sie rot wurde. Father Ignatius überbrückte ihre Verlegenheit mit einer Frage. »Die lange Reise hat mich durstig gemacht. Wenn es Ihnen möglich wäre, hätte ich gern einen Schluck zu trinken.« Er hatte den Koffer abgestellt und wurde von Sheila in den großen Wohnraum geleitet.

»Was kann ich Ihnen anbieten?«

»Sodawasser, wenn Sie haben.«

»Natürlich.« Sheila wollte schon abdrehen, als die Stimme des Paters sie aufhielt.

»Warten Sie noch, Mrs. Conolly! Zuvor hätte ich gern einen doppelten Whisky.«

»Wirklich?«
»Ja. Ist das so ungewöhnlich?«
»Nein, nein, sicher nicht. Ich meine nur…«
»Ah, Sie denken, weil ich ein Geistlicher bin, da könnte ich nichts vertragen.«
»So ähnlich.«
»Keine Angst. Wenn man es nicht übertreibt, wirkt ein guter Schluck oft Wunder.«
»Wie Sie meinen, Father. Bourbon oder Scotch?«
»Bourbon! Was sagen Sie da? Um Himmels willen, nein! Ich bin doch kein Amerikaner. Als Schotte trinke ich Scotch.«
»Sorry, ich vergaß.« Sheila gefiel die Art des Mannes. Sie schenkte gleich einen Dreifachen ein, und der Pater nickte zufrieden. Dann brachte sie die Flasche mit dem Sodawasser. Kaum hatte sie diese abgestellt, als Johnnys helle Stimme durch das Haus schallte.
»Soll ich auch die Haare waschen, Mummy?«
Sheila verdrehte die Augen. »Natürlich, du Schmutzfink.« Sie wandte sich wieder ihrem Besucher zu. »Es ist jedesmal das gleiche. Da kann man den Kindern so oft sagen, daß sie das oder das zu tun haben, sie richten sich einfach nicht danach.«
»Na ja, es sind eben Kinder. Ich kenne Erwachsene, die sind wesentlich schlimmer.« Er drehte das Glas zwischen den Händen.
»Nehmen Sie, auch einen Schluck, Mrs. Conolly?«
»Nein, danke, ich habe schon drei Gläser Martini mit meinen Freundinnen getrunken.«
»Sie hatten Besuch?«
»Ja.«
»Dann auf Ihr Wohl!« Pater Ignatius lächelte und leerte das Glas in einem Zug. Er mußte wirklich Durst haben. Genießerisch verdrehte er die Augen, bevor er sagte: »Ein wirklich guter Stoff.«
»Das sagt mein Mann auch immer.«
»Stimmt, Ihr Mann. Für ihn habe ich auch Munition mitgebracht. Sie stehen ja ebenfalls auf der Abschußliste finsterer Mächte.«
»Leider.«
»Wenn man sich zu wehren weiß und Gottvertrauen hat, übersteht man auch dies.« Aus den Worten des Paters sprach ein großer Optimismus.
Er schenkte Sodawasser ein und trank das Glas aus. »So«, sagte er, »jetzt geht es mir besser.« Dann holte er tief Luft. »Hat Ihr Mann Ihnen davon erzählt, daß ich bei Ihnen übernachten werde?«
»Das hat er.«
»Sie haben hoffentlich nichts dagegen?«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Dann bin ich beruhigt.«

»Nur John Sinclair und Suko sind nicht da«, sagte Sheila.

»Ja, ich hörte es, als ich beim Yard anrief. Die beiden treiben sich irgendwo in Asien herum.«

Sheila hatte ebenfalls Platz genommen. Sie saß dem Pater gegenüber.

»In Hongkong«, präzisierte sie.

Father Ignatius lächelte. »Hat Ihr Mann da nicht Sehnsucht bekommen?«

Sheila winkte ab. »Um Himmels willen, erinnern Sie mich nicht an das Thema. Natürlich wäre Bill gern mitgefahren. Wenn man Familie hat, geht das nicht immer.«

»Das ist klar.«

»Nur scheint in Hongkong etwas schiefgelaufen zu sein«, bemerkte Sheila mit ein wenig gepreßt klingender Stimme.

»Wieso?«

»John und Suko hätten eigentlich schon längst zurücksein müssen. Ich mache mir Sorgen.«

Der Pater winkte ab und nahm einen Schluck Whisky. »Die werden es schon schaffen. Ich bin Optimist und sehe der Zukunft im Gegensatz zu vielen anderen, auch jüngeren Menschen, positiv entgegen.«

»Obwohl Sie schon so viel hinter sich haben?«

Der Pater nickte. »Gerade deshalb. Es gibt für mich immer den Weg nach oben, nicht den umgekehrten. Damit meine ich keine finanziellen Dinge, sondern die moralischen, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich…«

Father Ignatius wechselte das Thema. »Wie haben Sie sich die Absicherung des Hauses denn vorgestellt?« fragte er und schaute sich dabei sorgfältig um.

»Da müssen Sie mit meinem Mann reden. Ich halte mich da raus.«

Sheila blickte auf die Uhr. »Wo er nur wieder bleibt? Immer wenn er zu seinen alten Kollegen fährt, versackt er. Ob ich mal anrufe?«

Der Pater winkte ab. »Nein, lassen Sie mal. Ein Mann braucht einen kleinen Raum an Freiheit. Es sähe dumm aus, wenn Sie ihm nachtelefonierten, wirklich.«

»Ja, Sie haben recht.« Sheila hob die Schultern. »Dennoch müssen Sie mich verstehen. Wir leben ja nicht wie normale Menschen, wir sind immer auf dem Sprung.«

»Ich begreife es.«

»Auch jetzt«, fuhr Sheila fort. »Ich bin unruhig. Das kann auch mit dem Verhalten der Wölfin zusammenhängen.«

»Sie meinen Nadine?«

»Ja.«

»John Sinclair berichtete mir davon. Es ist sehr tragisch, daß die Seele eines Menschen in dem Körper wohnt. Gibt es denn Hoffnung für eine eventuelle Rückkehr?«

»Das weiß man nie.«
»Und was war jetzt mit der Wölfin? Ich hatte Sie leider unterbrochen.«
»Sie spielte mit Johnny im Garten und verschwand plötzlich. Da half auch alles Rufen nichts. Nadine kam nicht mehr zurück. So etwas ist ungewöhnlich, gerade weil Johnny sie gerufen hat, denn die beiden sind ein Herz und eine Seele.«
»Wenn Sie das sagen, Mrs. Conolly.«
»Bestimmt.«
»Vielleicht hat sie etwas gewittert.«
»Was denn?«
»Das Böse kann überall lauern. Wir sind vor ihm nie sicher und müssen nur versuchen, uns zu schützen.«
»Dafür haben wir Sie ja geholt.«
»Sobald Ihr Mann da ist, werde ich…« Der Pater unterbrach seinen Satz, denn er und Sheila hatten etwas gehört, was sie überhaupt nicht einordnen konnten.
Die Terrassentüren standen offen. Deshalb vernahmen sie das ferne Jaulen auch so deutlich. Es hörte sich unheimlich an und schwang wie eine schrille Melodie an ihre Ohren. Sheila rann eine Gänsehaut über den Rücken. Sie schluckte.
»Das war Nadine!« hauchte sie.
»Sind Sie sicher?«
»Ja.« Sheila drückte ihre Arme auf die Sessellehnen und stemmte sich in die Höhe. Ihr Gesicht hatte einen angespannten Ausdruck angenommen. Den behielt Sheila auch bei, als sie quer durch den Wohnraum schritt und ihn verließ.
Pater Ignatius folgte ihr.
Sheila hatte sich nicht weit vom Haus entfernt. Auf der ersten der beiden Terrassen war sie stehengeblieben und schaute nach vorn. Dabei hatte sie eine angespannte und lauschende Haltung eingenommen. Sie wartete darauf, daß sich der Ruf wiederholte.
Es tat sich nichts.
»Sie haben es doch auch gehört?« fragte sie den Pater, als er neben ihr stehengeblieben war.
»Ja.«
»Dann habe ich mich nicht geirrt.« Sheila atmete tief ein und hob ihre Schultern. »Ich mache mir Sorgen«, flüsterte sie. »Wenn Nadine so reagiert, ist etwas nicht in Ordnung.«
Und wieder hörten sie das Jaulen. Ein unheimliches Geräusch, das laut und klagend durch die Stille des Abends hallte und irgendwo in der Ferne verklang.
Sheila nickte heftig. Auf ihre Wangen hatten sich rote Flecken gelegt.
Sie war innerlich sehr erregt. »Kein Zweifel«, sagte sie. »Es gibt

keinen Zweifel. Das war Nadine. Sie muß etwas Schreckliches entdeckt haben, glauben Sie mir, Pater.«

»Natürlich glaube ich Ihnen das.«

Sheila atmete tief ein. »Was kann man nur tun?« flüsterte sie. »Ich habe Angst bekommen.«

Von Pater Ignatius bekam sie keine Antwort. Dafür hörte sie schnelle Schritte. In Clogs kam ihr Sohn angelaufen. »Mummy, Mummy!« rief er. »Hast du Nadine gehört?«

»Ja, mein Schatz.«

Johnny warf sich gegen seine Mutter, wurde von ihr aufgefangen und begann zu weinen. »Mummy, ich habe so eine Angst um sie. Ich glaube, es ist ihr was passiert.«

»Nein, so leicht…«

»Doch, Mummy, doch.« Der Junge schluchzte. »Nadine ist bestimmt…« Er sprach nicht mehr weiter. Ihm war etwas anderes eingefallen. »Wir können sie doch suchen.«

»Aber wir wissen nicht, wo sie hingelaufen ist, mein Kleiner.«

»Doch, ich…«

»Augenblick!« mischte sich Father Ignatius in das Gespräch ein. »Sie bleiben am besten hier. Ich werde gehen.«

Sheila schaute den Pater für einen Moment an. Dann nickte sie…

***

Das Feuer war da, und daran gab es für Bill Conolly nichts zu rütteln.

Die Flammen kamen aus dem Maul des Höllenhundes und erfaßten den Porsche.

Der Reporter konnte so schnell nicht reagieren, wie vor ihm eine Feuerwand in die Höhe wuchs und sich näherte. Durch die offene Scheibe spürte er bereits den Gluthauch der Hitze, und Bill war klar, daß er nichts mehr retten konnte. Der Wagen war verloren. Darauf kam es ihm in diesem Augenblick auch nicht an. Sein Leben war wichtiger.

Er zog am Hebel, warf sich gegen die Tür und hätte vor Freude fast aufgeschrieen, als er erkannte, daß die Tür nicht auf magische Weise verschlossen war.

Bill warf sich aus dem Wagen. Irgendwo stieß er sich noch den Kopf, das machte nichts, er wollte dieser Flammenhölle so rasch wie möglich entkommen.

Über die Schulter rollte er sich ab, kam wieder auf die Füße und sah die Flammen halbkreisförmig wie ein großes Dach auf ihn zukommen.

Er hörte ein Fauchen, ein Knattern und startete. So rasch wie möglich mußte er von dem Porsche weg, denn jeden Augenblick konnte der Benzintank in die Luft fliegen, und diese Explosion würde ein Inferno in Gang setzen.

Bill rannte so schnell, wie ihn seine Füße tragen konnten. Er spürte den mörderisch heißen Hauch des Höllenfürsten in seinem Nacken, zog den Kopf ein und erreichte die andere Seite der Straße, wobei seine Gestalt vom Widerschein des Feuers umschmeichelt wurde.

Sich auf das Nachbargrundstück zu retten, diese Zeit blieb dem Reporter nicht mehr, denn zum Gehsteig hin wurde es von einem hohen Zaun abgetrennt. Bill sah nur mehr eine Möglichkeit. Er mußte sich hinter den dicken Stamm eines Baumes werfen und versuchen, eine möglichst günstige Deckung finden.

Fast wäre er noch über den Randstein gestolpert, fing sich aber, torkelte auf den Baum zu und suchte dahinter Deckung.

Keuchend ging Bill in die Hocke. Er strich das Haar aus der Stirn und wartete ab.

Obwohl es riskant war, schaute er um den Stamm herum. Er wollte seinen Wagen sehen.

Viel war nicht mehr zu erkennen. Das Feuer hatte ihn eingehüllt. Da loderten und waberten die Flammen, strichen zuckend in den dunkler werdenden Himmel und schufen ein Wechselspiel aus rötlichem Licht und düsteren Schatten.

Plötzlich wurde aus dem Porsche ein Glutball. Das geschah in dem Augenblick, als der Tank in die Luft flog. Innerhalb des Feuers entstand eine grellgelbe Säule, die wie ein breiter Finger aus den Flammen hervorschoß und gegen den Himmel stieg.

Die nachfolgende Explosion war ungeheuer. Bill hatte sich rasch hinter dem Stamm zurückgezogen. Er wußte, was kam, und hoffte, daß ihm die dicke Eiche genügend Schutz bot.

Brennendes Benzin wurde in die Luft geschleudert. Der teure Wagen hatte den anderen Kräften nichts entgegenzusetzen. Das Blech zerriß wie Pappe.

Die einzelnen Teile flogen in die Luft. Sie waren Fackeln. Der Druck schleuderte sie nach allen Seiten weg. In die Höhe, in die Vorgärten, auf die Straße.

Auch der Baumstamm, hinter dem der Reporter lag, bekam einiges ab.

Bill sah es nicht, er hatte sich zusammengeduckt, aber er hörte auf der anderen Seite die Aufschläge.

Brennendes, glühendes Material hieb in die Rinde, und Bill sah noch das Sprühen der Funken.

Dann war das Schlimmste vorbei. Der Wagen brannte jetzt aus. Bill schaute aus seiner Deckung zu, wie der Porsche vor seinen Augen allmählich verschmorte.

Aber er lebte.

Und das war wichtiger als die schnelle Blechkarre!

Die Flammen schlugen längst nicht mehr so hoch. Ab und zu noch

gab es kleine Detonationen, wenn Benzinreste in die Höhe flogen und als glühender Regen auf die Erde fielen.
Erst jetzt traute sich Bill, auf den Wagen zuzugehen. Die Wand aus Hitze waberte quer über die Straße und schlug ihm entgegen. Sie raubte ihm den Atem, und der Reporter blieb stehen.
Natürlich war die Explosion gehört worden. Bill vernahm Stimmen aus den Vorgärten. Er wußte, daß bald die ersten Neugierigen am Tatort erscheinen würden, und er hörte plötzlich ein hohes, unheimlich klingendes Jaulen.
Bill zuckte zusammen. Sehr schmal wurden seine Augen, denn er wußte sofort Bescheid.
Dieses Geräusch konnte nur eine ausgestoßen haben: Nadine, die Wölfin!
Bill kannte sie lange genug, und er war sicher, daß Nadine etwas bemerkt hatte. Sie besaß so etwas wie Sensoren oder feine Antennen, die sie stets ausgerichtet hielt, damit sie sofort spüren konnte, wenn etwas Schreckliches in der Nähe lauerte.
Das war hier der Fall.
Ein Hund hatte sich dem Reporter entgegengestellt. Nur kein normales Tier, denn es hatte Feuer gespieen.
Ein Höllenhund!
Trotz der Hitze rann es dem Reporter kalt über den Rücken, als er an das Tier dachte. Er räusperte sich die Kehle frei und schüttelte den Kopf. Leider wußte er nicht, wohin sich das Tier verkrochen hatte. Trotz intensiver Suche fand Bill keine Spur von ihm. Wenigstens nicht in der Nähe. Dennoch war er sicher, daß das Tier nicht das Weite gesucht hatte, denn sein eigentliches Ziel hatte er nicht erreicht.
Bill lebte noch!
Der Reporter kannte sich mit den Dienern der Hölle aus. Ob menschenartig, dämonenhaft oder als Tier wie eben dieser Hund. Ein Ziel verfolgte sie alle.
Die Vernichtung!
Bill dachte wieder über das Heulen nach. Die Wölfin hatte es ausgestoßen. Sie mußte genau bemerkt haben, was da auf sie zurollte.
Unter Umständen war sie schon mit diesem verfluchten Höllenhund zusammengetroffen und hatte aus diesem Grunde so schaurig gejault.
Bill lief es eiskalt über den Rücken, als er sich mit diesen Gedanken beschäftigte. Konnte Nadine, die gewiß besondere Fähigkeiten besaß, überhaupt gegen eine solche Bestie bestehen?
Daran wollte Bill Conolly nicht glauben. Der Hund spie das Feuer der Hölle. Bill war es nicht gelungen, ihm auszuweichen, wahrscheinlich würde es auch Nadine nicht schaffen.
Er vernahm die ersten Rufe. Vom Ende der Straße her liefen Menschen herbei. Der Explosionskrach und das Feuer hatten sie

aufgeschreckt. In den Händen zweier Männer sah Bill die roten Feuerlöscher. Es war gut gemeint, den Wagen konnte keiner mehr retten.

Bill lief den Leuten entgegen und winkte mit beiden Händen. »Bleiben Sie zurück!« rief er. »Bleiben Sie zurück! Sie können sowieso nichts mehr retten und, auch nichts ändern. Tut mir leid.«

Die Helfer blieben tatsächlich stehen. Der Reporter schaute zurück. Es hatten zwei Fahrer ihre Autos in respektvoller Entfernung angehalten, waren ausgestiegen und starrten zu dem allmählich ausbrennenden Autowrack hinüber.

Bill winkte den Männern zu, dort zu bleiben. Er selbst ging vor und sah plötzlich die hektischen Bewegungen der anderen.

»Vorsicht Mister!« Die Stimme überschlug sich fast, als sie Bill warnte.

Noch hatte Conolly nichts bemerkt. Er konnte sich nichts vorstellen, weshalb der Mann so hektisch reagierte.

Bis er sich drehte.

Da wurden seine Augen groß, und er bekam den endgültigen Beweis, daß es sich um kein normales Feuer handelte.

Vom brennenden Wagen her löste sich eine lange Flammenspur und nahm den direkten Kurs auf ihn…

Eine selbständige Flammenspur, die sich bewegte, ohne äußere Einflüsse zu spüren.

So kam es Bill vor, denn es gab keinen Wind, der die Flammen trieb und auch sonst kein äußeres Ereignis, das sich dafür hätte verantwortlich gezeigt.

Das Feuer war wie eine Schlange. Es hielt sich dicht am Boden und kroch in wellenförmigen Bewegungen näher. Dabei war sie sehr schnell und hatte innerhalb von Sekunden die Hälfte der Distanz zwischen Bill und dem ausgebrannten Porsche überwunden.

Der Reporter wußte nicht, wie er dem Fluß des Feuers Einhalt gebieten sollte. Mit den bloßen Händen war es nicht zu stoppen, auch nicht mit einer geweihten Silberkugel, mit Wasser konnte man es sicherlich nicht löschen, deshalb gab es für ihn nur eins.

Flucht.

Er mußte wegrennen und viel schneller sein, als die gierige Flammenspur.

Als er startete, wußte Bill, daß es ein Kampf um sein Leben werden würde. Sollten die Flammen ihre Fließgeschwindigkeit steigern, konnte er sich leicht ausrechnen, wann es ihm so wie seinem Porsche ergehen würde.

Die Rufe der Zuschauer interessierten ihn nicht. Schon bald huschte er an den Menschen vorbei und sah ihre erschreckten und angsterfüllten Gesichter wie Schemen vorbei wischen. Sie liefen

ineinander, so daß sie fast eine Linie bildeten.

Die Angst peitschte Bill voran.

Er durfte nicht den Fehler begehen und zu Beginn zu schnell laufen, dann war er später zu leicht erschöpft.

Bill machte sich auf einen Kampf mit der Zeit gefaßt. Während seine Sohlen auf den Boden hämmerten, dachte er über das Ziel nach, zu dem er fliehen sollte.

Sein eigenes Haus lag nicht weit entfernt. Aber befand er sich dort wirklich in Sicherheit? War es nicht so, daß er auch seine Familie mit in den teuflischen Kreislauf hineinzog?

Unmöglich!

Bill rannte weiter. Die Straße tanzte vor seinen Augen. Er hatte den Mund weit aufgerissen. Keuchend holte er Luft. Längst klebte die Kleidung an seinem Körper. Der Schweiß lag dick auf der Haut. Er hielt Hemd- und Hosenstoff fest.

Die nächste Einbiegung war bereits zu sehen, trotz der immer stärker werdenden Dämmerung. Wenn Bill in sie hineinlief, befand er sich in der Straße, wo er auch wohnte.

Er mußte dorthin, eine andere Alternative gab es für ihn nicht. Zudem wollte er keine Unschuldigen in Gefahr bringen, was leicht geschehen konnte, wenn er über einen Gartenzaun kletterte und versuchen würde, in einem der Häuser Schutz zu suchen.

Trotz der Eile schaute Bill zurück. In der Zeitspanne eines Gedankensprungs nahm er das unheimliche Bild auf. Das Feuer war wie eine glühende Schlange, die sich genau in der Straßenmitte hielt und ihn weiterhin verfolgte.

Zwar war die Distanz zwischen ihm und dem Feuer ein wenig gewachsen, aber die Flammen hatten Zeit. Im Gegensatz zu ihm. Er mußte zusehen, daß er ihnen so rasch wie möglich entkam und dabei irgendein Loch fand, in das er hineinschlüpfen konnte, so daß es den Flammen unmöglich war, ihm zu folgen.

Wieder hörte Bill das Heulen. Genau in dem Augenblick, als er in seine Wohnstraße einlief. Er sah Nadine nicht, und er besaß auch nicht die Kraft, sie zu rufen.

Den weißen Hund mit den drei Teufelsköpfen entdeckte er ebenfalls nicht. Er hatte seine höllische Falle gelegt und sich ausgezeichnet versteckt. Er brauchte nur mehr abzuwarten, das Höllenfeuer erledigte für ihn den Rest.

Wieder schaute Bill zurück. Sein Lauf war längst nicht mehr so kraftvoll wie beim Start, und dieses erneute Zurückschauen hatte seine Folgen, denn Bill stolperte über seine eigenen Beine.

Als er fiel, erkannte er, daß die Feuerspur bereits in die andere Straße eingebogen war.

Der Aufprall war hart. Er schüttelte den Reporter durch. Sein Lauf

war so schnell gewesen, daß er sich sogar überschlug. Dabei schrammte er sich die linke Wange auf.

Einen keuchenden Fluch schickte er über seine Lippen. Es dauerte, bis er sich gefangen hatte.

Ächzend kam er hoch. Sein linkes Bein schmerzte, die Hüfte hatte auch etwas abbekommen, vom Gesicht mal ganz zu schweigen. Fahrig wischte Bill über seine Stirn. Eins stand für ihn fest. Er lebte zwar, aber er würde seine Flucht nicht mehr mit der Geschwindigkeit fortsetzen können wie zu Beginn.

Konnte er dem Feuer überhaupt entkommen?

Er mußte!

Und so rannte Bill weiter. Es war kein schnelles Laufen mehr. Bei jedem Schritt fuhr ein wilder Schmerz durch das linke Bein des Reporters. Sein Gesicht war verzogen, aus den Augen leuchtete die Furcht, und die Flammenspur hatte ihre Geschwindigkeit beibehalten.

Sie holte auf!

Bill vernahm zwar das unregelmäßige Hämmern seiner Schritte, doch auch ein anderes Geräusch drang in seine Ohren.

Ein gefährliches Zischen!

Der Reporter brauchte sich nicht noch einmal umzudrehen, er wußte auch so daß dieses Zischen von der verdammten Flamme abgegeben worden war. Eine höllische Warnung.

Die Fahrbahn schwankte vor seinen Augen. Auch hörte er erschreckte Rufe. Manchmal sah er Nachbarn an den Gartentoren stehen. Sie sahen und sprachen ihn an, doch helfen konnte dem Reporter niemand. Er mußte mit seinem Schicksal allein fertig werden.

Vielleicht nach 100 Yard, dann erreichte er das Grundstück, das ihm gehörte. Würde er es noch schaffen oder vorher vorn Feuer eingeholt werden und elendig verbrennen?

Bill glaubte an keine Rettung mehr. Diese Straße mußte ihm einfach zum Verhängnis werden. Diesmal war kein John Sinclair in der Nähe, der ihn retten konnte, wie damals, als er gegen Wozny, den Würger, gekämpft hatte.

Das Zischen steigerte sich. Für Bill ein schlimmer Beweis. Daß er vor Erschöpfung und Schmerzen bereits Schlangenlinien lief, war ihm egal.

Für die ihn verfolgende Flammenspur spielte es auch keine Rolle mehr.

Sie würde den Reporter überall erwischen, da konnte er versuchen und riskieren, was er wollte.

Fünf Sekunden? Mehr vielleicht - oder weniger?

Wo die Gestalt hergekommen war, wußte der Reporter nicht zu sagen.

Plötzlich stand sie vor ihm, Bill sah noch ein Gesicht, das

verschwamm, dann packten ihn kräftige Hände, stoppten seinen Lauf, hoben ihn in die Höhe und schleuderten ihn zur Seite.

Bill machte es nichts mehr aus, daß er fiel. Er wollte nur nicht verbrennen.

Auf den Rücken krachte er, hob den Kopf ein wenig an und sah mitten auf der Straße einen in eine Kutte gehüllten Mann, der sich der brennenden Feuerschnur stellte.

Der Widerschein leuchtete ihn an, so daß ihn Bill jetzt erkennen konnte.

Es war Pater Ignatius!

Er glaubte an das Gute, an die Hoffnung, an den ewigen Bund, den der Schöpfer mit den Menschen geschlossen hatte, aber er wußte auch, daß es das Böse gab.

Oft genug hatte Pater Ignatius dies zu spüren bekommen, nicht zuletzt bei den gefährlichen Horror-Reitern, die versucht hatten, das Kloster St.

Patrick in ihre Gewalt zu bekommen.

Und er spürte, wenn etwas nicht stimmte, wenn die andere Seite versuchte, sich in das Leben der Menschen einzumischen.

Deshalb war er gegangen.

Das Gefühl war über ihn gekommen, nur hatte er Sheila Conolly davon nichts gesagt, da er die Frau, die sich sowieso schon große Sorgen machte, nicht noch mehr beunruhigen wollte.

Der Pater ging allein.

Er befand sich zum erstenmal bei den Conollys. Die Lampen im großen Vorgarten, der sich zwischen dem Tor und dem Haus befand, brannten, so daß ihr Licht ausreichte, um den gewundenen Weg zu erkennen, der erst an dem elektronisch überwachten Tor endete.

Sobald sich der Mönch aus Sheilas unmittelbarem Sichtbereich entfernt hatte, ging er schneller. Er spürte die innerliche Unruhe, das Heulen der Wölfin hatte auch ihn aufgeschreckt, es war wie eine Warnung gewesen.

Hütet euch vor dem Bösen!

Ja, es lauerte in der Nähe, es war da und wartete darauf, zuzuschlagen.

Dem wollte der Pater einen Riegel vorschieben. Er erreichte das Tor und mußte zu seinem Schrecken feststellen, daß es verschlossen war.

Die beiden in der Nähe stehenden Lampen warfen ihren Schein von zwei verschiedenen Seiten auf sein besorgtes Gesicht.

Da war einiges nicht in Ordnung.

Father Ignatius schluckte. Ihm blieb nur mehr eine Möglichkeit. Er mußte über den hohen Zaun klettern, wenn er die Straße erreichen wollte, bei der ihm auffiel, daß sie, wenn er nach links schaute, einen hellen Schein aufwies, der in seiner zuckenden Art an Feuer erinnerte.

Feuer auf der Fahrbahn!

Wieder ein Stein innerhalb des Mosaiks, und der Pater tat das, was ein Mann wie er normalerweise nicht tat.

Der Mönch überkletterte den Zaun.

Er war eben ein besonderer Mann, dieser Pater Ignatius, manchmal ein wenig zu vergleichen mit der legendären Figur des Don Camillo. Die Kutte behinderte ihn ein wenig bei der Kletterei, aber nicht so stark, daß er es nicht geschafft hätte.

Sheila hatte die Alarmanlage noch nicht eingeschaltet, so daß der Pater völlig normal über den Zaun klettern konnte.

Mit einem geschmeidigen Sprung landete er schließlich an der anderen Seite auf dem Gehsteig.

Der Pater lebte zwar in einem einsamen Kloster in den schottischen Bergen, aber dort versauerte er nicht. Er hielt sich fit und sei es durch harte Arbeit in der Schmiede.

Noch in der Hocke sitzend, sah er, was die Stunde geschlagen hatte.

Vor seinen Augen rollte ein unbeschreiblicher Vorgang ab. Ein Mann lief um sein Leben, verfolgt von einer mörderischen Feuerspur.

Und diesen Mann kannte der Pater.

Es war Bill Conolly!

Father Ignatius wollte ihn schon anrufen, als er sah, wie sich der Reporter umdrehte, dabei über seine eigenen Beine stolperte und zu Boden fiel. Jetzt hatte die Flamme alle Chancen, ihn zu erreichen, falls Bill oder der Pater nicht schneller waren.

Ignatius startete. Was über seine Lippen drang, waren keine frommen Sprüche. Er schimpfte jetzt über seine Kutte, die seine Aktionen behinderte.

Bill Conolly stand wieder auf den Beinen und setzte seine Flucht humpelnd fort.

Dem Mönch war klar, daß er dem Feuer aus eigener Kraft nicht mehr entkommen konnte. Er benötigte dringend Hilfe, und die wollte ihm der Pater geben.

Ignatius rannte Bill entgegen.

Und er war schneller als das Feuer. Er schaute in das Gesicht des Flüchtenden, las darin einen Ausdruck, der aus Angst und Panik bestand, und dem Pater fiel keine andere Möglichkeit mehr ein, als seinen Schützling mit Bärenkräften zu packen und zur Seite zu schleudern.

Jetzt konnte er sich der Flammenspur stellen.

Hatte der Mönch vorhin über seine Kutte geschimpft, kam sie ihm nun zugute, denn sie war sehr weit geschnitten, und man konnte unter ihr einiges verbergen.

Zum Beispiel ein Kreuz. Auch ein Gefäß mit geweihtem Wasser.

Beides trug der Pater bei sich. Es waren Waffen gegen das Böse, sie

bekämpften die Kräfte der Hölle.

Feuer löschte man mit Wasser. Höllenfeuer mit Weihwasser. Deshalb ließ der Pater das Kreuz stecken und holte das silberne Gefäß hervor, in dem sich das geweihte Wasser befand.

Es besaß die Form einer Acht und bestand aus zwei Kugeln. Die obere konnte gedreht und gleichzeitig geöffnet werden, um das Weihwasser einzufüllen. In diesen Teil waren die zahlreichen kleinen Öffnungen gestanzt, aus denen das geweihte Wasser spritzte, wenn der Pater das Gefäß heftig bewegte.

Und das tat er.

Die Flammenspur hatte ihre Richtung geändert und einen Bogen geschlagen, um Bill, der am Rand der Straße lag, zu erreichen. Der Reporter war gebannt. Er schaffte es einfach nicht mehr, auf die Füße zu kommen, der Pater war wirklich seine letzte Hoffnung.

Und er schleuderte das Weihwasser.

Es flog aus den Öffnungen. Traf die zuckende, leckende Flamme, und sie zischte so auf, als wäre kaltes Wasser mit einer heißen Ofenplatte in Berührung gekommen.

Geduckt stand Pater Ignatius da. Er schleuderte seine Hand vor. Das Weihwasser spritzte aus den Öffnungen, erreichte die Flamme, die sich unter den zusätzlichen beschwörend gesprochenen Worten des Paters allmählich zurückzog und verlöschte.

Hier war ihre Grenze.

Der Pater nahm die Verfolgung auf. Er mußte sogar schnell laufen.

Seine Kutte bauschte sich dabei auf wie ein weiter Mantel. Erst an der Einmündung der Straße blieb Ignatius stehen und schaute zu, wie sich die Flamme zu ihrem Ausgangspunkt hinwandte, verfolgt von den zahlreichen Blicken der neugierigen Zuschauer.

Auch die Polizei war mittlerweile eingetroffen und hatte neben dem ausgebrannten Porsche angehalten.

Father Ignatius atmete auf. Er sprach ein kurzes Dankgebet, bevor er wieder zu seinem Schützling zurückging.

Bill hatte sich erhoben und war zu seinem Grundstückstor gegangen, an das er sich lehnte. Schwer holte er Atem. Sein Gesicht war verzerrt. Weit offen stand der Mund.

Ignatius lächelte. »Alles in Ordnung, Bill?«

»Jetzt ja, Father, jetzt ja. Darf ich mich für die Lebensrettung sehr herzlich bedanken?«

»Bei mir nicht, mein Sohn. Ein anderer hat seine schützende Hand über uns gehalten. Danke ihm!«

»Das werde ich auch. Aber wenn Sie nicht gewesen wären…«

»Paperlapapp.« Ignatius schüttelte den Kopf und schellte bei den Conollys. Er wollte so schnell wie möglich ins Haus, um den Fragen der Neugierigen auszuweichen.

Sheila meldete sich sehr rasch, und sie öffnete auch sofort. Der Pater hakte Bill unter. Sie entschwanden gemeinsam den Blicken der allmählich näherkommenden Nachbarn.

Der Mönch mußte Bill Conolly stützen und erführ von dem Reporter die fast unglaubliche Geschichte. Hätte sie Bill einem anderen erzählt, er hätte ihn wahrscheinlich ausgelacht. Nicht so der Pater. Er kannte die Kräfte der Hölle und die der Schwarzen Magie.

»Ich hatte so eine Ahnung«, murmelte er. »Deshalb bin ich auch gegangen.«

»Und wie geht es meiner Familie?« wollte Bill wissen.

»Als ich sie verließ, noch gut. Ich hoffe, daß es dabei geblieben ist. Gewarnt hat uns das Heulen der Wölfin.«

Bill nickte heftig. »Richtig, Nadine. Ich habe sie aber nicht mehr gesehen.«

»Da können wir uns die Hand reichen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Sie muß einfach etwas gespürt haben. Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen. Nadine hat es gewußt, und sie wollte uns warnen. Ich werde mich auf die Suche nach ihr machen, sobald es möglich ist.«

»Sie legen sich am besten hin, Bill. Das wird auch im Sinne Ihrer Frau sein.«

»Ich kann doch nicht…«

Pater Ignatius ging auf die Einwände des Reporters nicht ein. Er winkte Sheila zu, die vor der Haustür stand und den beiden Männern aus ängstlichen Augen entgegenblickte. Als sie sah, daß Bill gestützt werden mußte, drang ein »Mein Gott« über ihre Lippen.

Der Mönch winkte ab. »Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Mrs. Conolly. Wir haben alles überstanden.«

»Ich sah Feuerschein. Hat es gebrannt?«

»Ja, Ihr Auto!«

»Der Porsche?«

»Genau.«

Sheila winkte ab. »Den kann man ersetzen. Ein Menschenleben nicht.«

»Da haben Sie recht.«

Sie betraten das Haus und gingen in den Wohnraum. Johnny kam, doch Sheila schickte ihn weg.

»Wer ist denn der Mann in dem langen Gewand?« wollte er noch wissen.

»Ein sehr guter Freund«, erklärte seine Mutter. »Bitte, Johnny, geh jetzt in dein Zimmer.«

»Ja, ja, immer muß ich weg. Und Nadine ist noch nicht da.«

»Sie kommt noch.«

»Aber sie hat Angst.«

»Woher willst du das denn wissen?«
»Weil sie so geheult hat.«
Sheila lächelte ihrem Sohn zu. »Nadine ist so stark, sie wird es schon schaffen. Glaube es mir.«
Johnny war zwar nicht beruhigt, doch er fügte sich. Die Tür zu seinem Zimmer ließ Sheila offen. Dann ging sie wieder zurück in den Wohnraum, wo Bill und der Pater saßen.
Der Reporter hatte sich ebenfalls einen Whisky genommen. Er trank ihn langsam und setzte das Glas ab, als Sheila den Raum betrat. »Es wird gleich die Polizei erscheinen«, sagte er. »Ich suche noch nach einer Ausrede. Fällt dir nichts ein?«
»Nein.«
»Selbstentzündung«, sagte der Pater. »Darauf müssen wir uns einigen.«
»Ob die das glauben?«
»Ist deren Bier«, erwiderte Father Ignatius ziemlich locker. »Zur Not haben Sie ja Rückendeckung beim Yard.«
Bill schlug gegen seine Stirn. »Daß ich daran nicht gedacht habe, verflixt. Natürlich, ich muß Sir James verständigen. Dieser Fall ist zwar etwas für uns, aber auch für John Sinclair. Er muß unbedingt so rasch wie möglich kommen.«
»Hongkong ist weit«, gab der Pater zu bedenken.
»Macht nichts. John und Suko sollen dort alles liegenlassen.«
»Wenn sie können«, schränkte Sheila ein und verstummte, da es geklingelt hatte. »Ich mache auf.« Sie ging zur Tür. Aus der Diele rief sie: »Es ist tatsächlich die Polizei.«
»Laß sie hochfahren.«
Die Männer kamen mit dem Wagen und parkten ihn vor der großen Doppelgarage. Sie grüßten freundlich, und einer von ihnen schaute Bill prüfend an.
»Was ist denn?« fragte der Reporter.
»Sie habe ich schon mal gesehen.«
»Das ist möglich. Fragt sich nur wo.«
»In einem Zusammenhang mit…«
»Lassen wir das«, erwiderte Bill. »Es hat keinen Sinn. Ich weiß auch nicht, wieso dies passiert ist. Plötzlich stand mein Wagen in Flammen.«
Die Beamten waren skeptisch. »Ohne Grund?«
»Einen Grund wird es gegeben haben. Nur kenne ich ihn nicht«, fügte Bill noch eine Lüge hinzu.
»Selbstentzündung«, murmelte der Pater.
Das nahmen die Polizisten ihm nicht ab. Da Bill Conolly jedoch nicht mit der Wahrheit herausrückte, mußten sie ihm wohl oder übel glauben und zogen schließlich ab, nachdem sie versprochen hatten,

auch einen Abschleppwagen zu besorgen.

»Die Hürde haben wir geschafft«, stöhnte Bill.

»Glaube ich nicht«, widersprach seine Frau. »Die kommen wieder, verlaß dich darauf.«

»Mir ist das egal. Sollen sie.«

»Wäre es nicht an der Zeit, sich mit Sir James in Verbindung zu setzen?« schlug Father Ignatius vor.

Bill schaute auf seine Uhr. »Entweder ist er im Club, in seiner Wohnung oder im Büro. Wo soll ich es zuerst versuchen?«

»Im Club«, sagte Sheila.

Dort erwischte Bill den Superintendenten tatsächlich. Erst zeigte sich der Alte wegen der Störung ein wenig grantig. Als er jedoch erfuhr, was geschehen war, änderte sich sein Verhalten, und er war ganz Ohr.

»Deshalb müssen auch John Sinclair und Suko her«, sagte Bill zum Schluß. »Allein werden wir es wohl kaum schaffen.«

»Die beiden sind noch in Hongkong.«

»Können Sie nicht…«

»Es hat dort unerwartete Schwierigkeiten gegeben, wie mir scheint. Ich werde sie auf jeden Fall informieren. Und halten Sie mich ebenfalls auf dem Laufenden.«

»Selbstverständlich, Sir.« Damit war das Gespräch beendet, und Bill legte auf.

»Was hat er gesagt?« fragte Sheila.

»Es wird wohl noch etwas dauern, bis John und Suko hier erscheinen. Solange müssen wir uns allein wehren.«

Sheila nickte. Sie schaute auf ihre Fußspitzen, während sie sagte:

»Wenn ich nur wüßte, was das für ein Hund gewesen ist. Ich komme da überhaupt nicht klar.«

»Ich glaube es zu wissen«, sagte der Pater.

Überrascht schauten die Conolly ihn an. »Und wer ist es, meinen Sie?«

»Der Höllenhund. Zerberus, der Höllenhund. Eine dreiköpfige Bestie, über die oft geschrieben wurde. Zerberus bewacht den Zugang zur Unterwelt oder zur Hölle. So stand es schon in der griechischen Mythologie zu lesen.«

»Zerberus«, murmelte Bill den Namen nach und schaute in sein Whiskyglas, ohne einen Schluck zu trinken. »Sie könnten recht haben, Pater. Er hatte drei Köpfe, und ich sah drei Gesichter des Teufels.« Bill sah wieder hoch. »Das muß er sein!«

»Und was machen wir jetzt?« fragte Sheila.

»Wir werden Nadine suchen«, erklärte Bill. »Ich habe da schlimme Befürchtungen…«

Sheila wurde bleich.

***

Die Wölfin hatte die Gefahr gespürt, von einem Augenblick zum anderen war sie dagewesen. Sie befand sich zwar nicht in der unmittelbaren Nähe, doch ihr Vorhandensein war nicht zu leugnen. Und Nadine merkte, daß sie alles daransetzen mußte, um die Gefahr von dem Haus und dem Jungen fernzuhalten.

Johnny konnte nicht verstehen, daß ihr gemeinsames Spielen so abrupt unterbrochen wurde. Er rief Nadine noch nach, doch die Wölfin verschwand mit mächtigen Sätzen zwischen den Büschen an den Grenzen des Conollyschen Grundstückes.

Zurück blieb ein enttäuschtes Kind.

Nadine begann zu suchen. Obwohl ihre Augen einen menschlichen Ausdruck besaßen, sah sie in der Nacht so gut wie eine Katze.

Die Gefahr war für Nadine wie ein Peilstrahl. Sie brauchte ihm nur zu folgen, um genau an den Punkt zu gelangen, wo sich die teuflische Magie zusammenballte.

Schon bald hatte sie das Grundstück verlassen, hielt sich aber in Deckung der anderen Gärten, weil sie auf keinen Fall zu früh entdeckt werden wollte.

Es sah sie auch niemand. Sie wurde weder von einer menschlichen noch einer schwarzmagischen Seite angegriffen, und doch merkte sie, daß sie sich dem Zentrum der Magie näherte.

Die Gefahr ging von einem Wesen aus, das ein Tier war und gleichzeitig höllische Kräfte besaß. War es vielleicht ein Werwolf?

Nein, bestimmt nicht, der hätte sich anders verhalten und auch sein typisches Heulen ausgestoßen.

Nadine wußte, daß der andere eine Gefahr für die Menschen darstellte, die ihr so nahe standen. Deshalb mußte sie das Böse ablenken. Aus diesem Grunde auch ließ sie das schaurige Jaulen erklingen. Gedacht als Warnung und gleichzeitige Ablenkung.

Die Wölfin irrte durch die Dämmerung. Sie war schnell. Niemand hatte sie erkannt, sondern nur einen Schatten von ihr gesehen.

Auch sie bemerkte das Feuer. Schräg vor ihr hatte sich der Himmel in ein rotes, zuckendes Meer verwandelt. Die Wölfin mit der Seele eines Menschen wußte genau, daß es der Punkt gewesen war, wo das Böse zugeschlagen hatte.

Sie eilte hin. Dabei gelang es ihr abermals, nicht gesehen zu werden.

Obwohl die Menschen sehr aufgeregt und aufgelöst waren, hatten sie für die Umgebung keinen Blick. Das Feuer zog sie an und bannte sie, als sie nahe genug heranwaren.

Auch die Wölfin sah, was geschehen war. Sie hielt sich in einem Garten auf, der durch einen hohen Zaun zur Straße hin abgeteilt war. Da Nadine einen erhöht liegenden Platz gefunden hatte, konnte sie sehr gut erkennen, was vorgefallen war.

Und sie sah den Hund!

Keiner der Gaffer hatte ihn bemerkt. Ein Tier mit weißem Fell und drei Köpfen auf dem Körper, die allesamt die Fratze des Teufels zeigten. Für einen Moment leuchteten die Fratzen noch auf, dann war der Hund verschwunden.

Er also hatte Nadine so erschreckt!

Die Wölfin blieb nicht mehr auf dem Fleck. Sie zog sich wieder zurück, deshalb bekam sie auch nicht mit, wie Bill Conolly vor dem gefährlichen Feuer Reißaus nahm.

Nadine suchte einen Ort, an dem sie bleiben und abwarten konnte.

Nicht weit von dem Conollyschen Grundstück entfernt verkroch sie sich zwischen zwei Büschen. Sie behielt einen Großteil des hinteren Gartens im Blick, als stummer Wächter, denn sie wollte eingreifen, wenn es dem gefährlichen Hund einfiel, die Menschen anzugreifen.

Das geschah nicht.

Dafür sah sie Sheila, Bill und den fremden Mann in der langen Kutte auf die Terrasse treten. Sie redeten miteinander. Die Wölfin hörte ihre Stimmen, löste sich aus ihrem Versteck und erreichte bald darauf die Terrasse.

Allgemeines Aufatmen. Bill lachte sogar. Er bückte sich und kraulte das Fell des Tieres. »Da bist du ja«, sagte er, und freute sich, als Nadine ihren Kopf gegen ihn drückte.

Auch Sheila war froh. Für einen Moment vergaßen die beiden ihre Sorgen.

Father Ignatius blieb wachsam. Er wußte genau, daß sich die andere Seite noch längst nicht zurückgezogen hatte. Sie lauerte im Verborgenen und wartete nur auf eine Gelegenheit, um zuschlagen zu können.

Der Mönch faßte einen Entschluß. Er würde so lange bei den Conollys bleiben, bis diesem Teufelsspuk ein Ende gemacht worden war. Das letzte Ereignis hatte ihm bewiesen, daß es dringend notwendig war, das Haus magisch abzusichern.

Father Ignatius wollte der Hölle die Chancen nehmen…

***

Der letzte Fall hatte bei uns seine Spuren hinterlassen. Ich will nicht gerade behaupten, daß wir fertig waren, aber seelisch ziemlich down und auch körperlich erschöpft. Vor dem Abflug hatte ich mich noch in ärztliche Behandlung begeben. Meine Wunden waren gut verheilt oder verkrustet, es bestand keine Gefahr einer Infektion.

Die anderen Schäden ließen sich nicht so leicht reparieren. Wir hatten es geschafft und waren doch die Verlierer.

Das Fratzengesicht existierte nicht mehr. Dafür hatte Shao gesorgt.

Doch diesem Dämon war es gelungen, unseren Freund Mandra Korab auf magische Art und Weise zu bannen. Sein Gesicht steckte in einer

Schiffsplanke, die wir bei uns trugen.
Mehr wußten wir von Mandra nicht.
Er mußte in einen schrecklichen Kreislauf hineingeraten sein, aus dem es kein Entrinnen gab, und wir fragten uns, ob er überhaupt noch existierte und ob dieses schaurige »Bild« das letzte war, was von ihm übrigbleiben sollte.
Shao, Suko und ich hatten darüber gesprochen und waren alle drei zu der Überzeugung gelangt, daß Mandra Korab wahrscheinlich nicht allein dem Fratzengesicht seinen Zustand zu verdanken hatte, sondern zusätzlich noch einer anderen, ungemein gefährlichen Philosophie, die sich Kataya nannte.
Kataya war das Böse und gleichzeitig das Gute. Kataya konnte manipuliert werden, es entstand aus Gedanken oder den Abgründen der Seele, und es war der letzte Wunsch des sterbenden Fratzengesichts gewesen, Kataya, diesen jahrtausendealten Zauber, wiederzuerwecken.
Er wurde erweckt, wir kämpften dagegen an und hätten verloren, wenn Shao nicht gewesen wäre, die durch die Kraft der Sonnengöttin in der Lage war, Kataya zu bekämpfen.
Es war ihr gelungen, das Böse wieder zurückzustoßen. Damit war auch unser Job in Hongkong beendet.
London wartete auf uns!
Und wie es wartete, denn ein Telefongespräch mit meinem Chef, Sir James, hatte mir klargemacht, daß die Conollys in Schwierigkeiten steckten und wir dringend erwartet wurden. Worum es im einzelnen ging, wußten wir nicht. Das würden wir nach der Landung erfahren.
Es war ein verflixt langer Flug von Hongkong nach London. Er hatte aber auch einen Vorteil, denn wir konnten den lange entbehrten Schlaf endlich nachholen.
Ich war ebenfalls erschöpft und schlief tatsächlich tief und traumlos ein. Nur zu den Mahlzeiten wurde ich geweckt, und auch bei den Zwischenlandungen.
Dennoch fühlte ich mich nicht völlig ausgeschlafen, als wir unsere Heimat erreichten. Der Zeitunterschied hatte sich doch bemerkbar gemacht und steckte mir in den Knochen.
»Wie geht es euch?« fragte ich meinen Freund.
»Gut.«
Shao strich die langen Haare zurück. »Irgendwie habe ich das Gefühl, als läge hinter mir ein Traum und keine Realität.« Sie hob die Schultern.
»Vielleicht ist es sogar besser, wenn ich das als einen bösen Traum ansehe. Was meint ihr?«
»Da kannst du recht haben«, sagte ich.
Suko war da anderer Meinung. »Nur wird dich der Traum auch

weiterhin begleiten.«
»Wieso?«
Erstaunt schaute der Inspektor seine Freundin an. »Glaubst du denn im Ernst, daß die Geschichte mit dem Fratzengesicht schon vorbei ist?«
»Für den Augenblick.«
»Mehr auch nicht.« Suko wandte sich an mich. »Was hast du denn für eine Ansicht, John?«
»Die gleiche.«
Shaos Gedankensprung führte schon weiter. »Ihr glaubt, daß ich bestimmt noch einmal die Kraft der Sonnengöttin brauche.«
»Auf jeden Fall.«
»Wenn es Mandra etwas hilft, immer.« Shao hob die Schulter.
»Obwohl es nicht einfach ist. Eine Beschwörung kostet immer viel Kraft. Dabei gebe ich meine eigene Persönlichkeit auf. Ich weiß anschließend kaum, was geschehen ist. Es liegt alles wie unter einer gewaltigen Nebeldecke. Vielleicht komme ich mal so weit, daß sich der Nebel lichtet.«
Suko berührte mit seinen Fingerspitzen ihre rechte Wange. »Ich hoffe nicht. Dann wärst du nicht mehr die, die du bist und an die ich mich so gewöhnt habe. Ich will keine Sonnengöttin als Freundin, sondern einen Menschen namens Shao.«
»Danke.«
Wir näherten uns bereits dem Flughafen. Der übliche Vorgang lief ab.
Rauchen einstellen, anschnallen, denn die Landung wurde vorbereitet.
Langsam schwebte der große Metallvogel nach unten. Ich war froh dabei, bald wieder Londoner Boden unter den Füßen zu haben. Asien hatte uns lange genug aufgehalten. Zudem stand uns in London noch einiges bevor. Sir James hatte zwar am Telefon nur Andeutungen gemacht, doch ich glaubte fest daran, daß es für uns nicht leicht werden würde.
Meine Gedanken kehrten zu dem »Bild« zurück. Ich würde es in meine Wohnung stellen. Vielleicht war es die letzte Erinnerung an Mandra.
Ein von einem Messer zerkratztes Gesicht. Shao hatte es mit der Klinge malträtiert. Einen Vorwurf konnten wir ihr nicht machen, denn sie hatte fest unter dem Bann des Kataya gestanden.
Glatt verlief die Landung. Wir brauchten auch nicht durch die Kontrollen, es war alles organisiert, und Sir James hatte einen Wagen geschickt, dessen Fahrer uns zum Yard brachte.
Dort wurden wir erwartet.
Sir James stand hinter seinem großen Schreibtisch wie ein Feldherr. Er schaute uns an, wir sahen das feine Lächeln auf seinen Lippen und

wußten sofort, daß er froh war, uns wiederzusehen. Mehr Gefühle zeigte er dabei nicht.

Danach begrüßte er uns per Handschlag und fragte nach Einzelheiten.

»Aber bitte, fassen Sie sich trotzdem kurz.«

Das taten Suko und ich bei unserem Bericht. Zum Abschluß legte ich dem Superintendenten den Beweis vor.

Als ich den Deckel des Koffers aufklappte, zitterten meine Hände.

Auch im Hals hatte ich ein trockenes Gefühl bekommen. Es kostete mich Überwindung auf das Gesicht zu schauen, und selbst Sir James wurde blaß. Er geriet ins Schwitzen. Mit einem Tuch tupfte er die Schweißperlen von der Stirn. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern nahmen einen erschreckten Ausdruck an.

»Es ist also doch wahr«, sagte er leise. »Bisher habe ich mich immer geweigert, daran zu glauben.«

»Leider, Sir.«

Er strich mit der Fingerspitze über das Bild. »Man fühlt nichts«, sagte er leise.

»Das haben wir auch festgestellt«, erwiderte Suko.

»Gibt es Erklärungen?«

»Kaum, Sir«, sagte ich.

»Dann können Sie auch nichts tun?«

»Vorläufig nichts.«

Sir James nickte. »Das habe ich mir fast gedacht«, murmelte er. »Nun gut«, er wechselte das Thema. »Es tut mir leid, daß Sie vom Regen in die Traufe geraten sind, aber daran haben Sie sich mittlerweile ja gewöhnt. Es geht um die Conollys.«

Wir erfuhren anschließend, was sich bei unseren Freunden zugetragen hatte und daß Pater Ignatius der Lebensretter meines Freundes Bill gewesen war. Danach war nichts mehr passiert. Zwei Tage Ruhe, aber eine trügerische, denn die Conollys und auch der Pater wußten, daß das Verhängnis nach wie vor lauerte und nur darauf wartete, zuschlagen zu können.

»Gibt es Spuren?« fragte ich.

»Nein. Nur diesen Hund!«

»Zerberus«, sagte Suko.

»Das meinte der Pater auch.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war kurz nach Mittag, eine günstige Zeit, um den Conollys einen Besuch abzustatten.

Sir James war damit einverstanden. »Fahren Sie hin. Versuchen Sie die Sache aufzuklären!«

»Das wird so rasch wohl kaum klappen.«

Sir James wollte es nicht gelten lassen und meinte: »Sie bewegen sich hier auf heimischem Terrain. Nicht mehr in Asien. Hier bekommen Sie

auch Unterstützung.«

Ich lachte. »All right, Sir, Sie haben mich überzeugt. Wir fahren so rasch wie möglich hin. Ich möchte vorher nur bei meiner Wohnung vorbei und mich umziehen. Ist das gestattet?«

»Selbstverständlich.«

Wir nahmen einen Leihwagen vom Yard, der später wieder abgeholt werden sollte. Mein Bentley und Sukos Harley standen in der Tiefgarage. Schon unterwegs stellte Shao richtig, daß sie nicht mitfahren wollte. »Laßt mich zu Hause bleiben«, bat sie.

»Warum?«

»Ich möchte mich ein wenig erholen.«

Dagegen hatte keiner etwas einzuwenden. Der letzte Fall hatte besonders bei Shao seine Spuren hinterlassen. Wenig später verschwanden wir hinter den Türen unserer Wohnungen. Ich packte das »Bild« aus, und es war ein letzter, abschiednehmender Blick, mit dem ich das Gesicht betrachtete. In meinem Magen lag ein dicker Kloß. Daß Mandra einmal so enden würde, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Enden würde! Ich erschrak über meine eigenen Gedanken. Ein kalter Schauer rann dabei über meinen Rücken. War es wirklich das Ende?

»Verdammt, Mandra, wenn du etwas sagen könntest…«

Das Bild schwieg.

Ich duschte kurz und zog mich dann um. Als ich meine dünne Jacke überstreifte, schellte es bereits. Suko stand an der Tür. Er hatte sich mehr beeilt.

»Bin ja schon da«, sagte ich und verließ die Wohnung.

»Dein Wagen fährt ja noch. Im Gegensatz zu Bills Porsche.«

»Und was hat er immer über den Bentley gelästert.«

»Bill hat bald einen neuen.«

»Bestimmt.«

Ich fuhr. Es war ein herrliches Gefühl, wieder hinter dem Lenkrad des Silbergrauen zu sitzen. Der Moloch London schluckte uns und damit auch der Verkehr.

Allerdings war in Hongkong mehr los gewesen, und man fuhr dort auch nicht so diszipliniert. Als ich über den Fluß »gehuscht« war, ging es besser, und schon sehr bald erreichten wir das Haus der Conollys. Die Straße lag im spätmittäglichen Sonnenschein. Eine friedliche Gegend.

Nichts deutete daraufhin, daß hier so Schreckliches passiert war und die Hölle einen Boten ausgeschickt hatte.

Vor dem Tor hielt ich, stieg aus und schellte.

Bill antwortete mir. Seine Stimme drang aus den Rillen eines schmalen Lautsprechers. »Mein erster Alptraum heute.«

»Soll ich wieder fahren?« rief ich zurück.

»Ich frage mal die anderen.« Der Reporter lachte. Wenig später schob sich das Tor zur Seite.

Wir rollten zum Haus hoch. Wie oft war ich diesen Weg schon gefahren? In guten und in schlechten Zeiten. Trotz aller Widrigkeiten hatten wir überlebt, und ich hoffte, daß dies auch noch ein wenig anhalten würde.

»Du bist so ernst«, sagte Suko.

Ich hob die Schultern. »Mir ging soeben einiges durch den Kopf. Manchmal möchte ich wirklich alles hinwerfen.«

Mein Partner lachte. »Wem sagst du das?«

Vor der Garage hielten wir den Wagen an. Bill stand in der offenen Tür. Er hatte die Hände in die Hüften gestützt. Ein vierbeiniger Körper drängte sich an ihm vorbei und sprang mit wilden Sätzen auf mich zu.

Es war die Wölfin!

Wie immer begrüßte sie mich auf ihre Art. Sie sprang an mir hoch, die lange Zunge fuhr durch mein Gesicht, und ich hielt ihren Hals fest.

Es durchrieselte mich kalt, als ich in die Augen des Tiers schaute. Das war der Blick eines Menschen.

Nadines Augen!

Ich schluckte ein paarmal und dachte auch daran, wie alles gekommen war und die Kraft einer unheimlichen Magie die Schauspielerin Nadine Berger gepackt hatte. Wir waren leider zu spät gekommen und hatten sie nicht mehr retten können.

Ich drückte die Wölfin zurück und wandte mich meinem älteren Freund zu. Der gute Bill sah übernächtigt aus. Kein Wunder, nach dem, was alles vorgefallen war. Wir klopften uns auf die Schultern und umarmten uns dabei. »Ich bin froh, daß ihr hier seid«, sagte der Reporter.

»Das kann ich zurückgeben.«

Auch Suko wurde begrüßt, und im Flur wartete Sheila. Sie war froh, uns zu sehen.

Ich erfuhr, daß Johnny bei Bekannten wohnte. Sie wollten den Jungen aus der Gefahrenzone haben. Hoffentlich suchten sich unsere Gegner nicht gerade ihn als Zielpunkt aus.

Und dann war noch jemand da.

Als ich den Wohnraum betrat, stand er auf. Father Ignatius, den ich lange nicht mehr gesehen hatte. Zuletzt auf einer einsamen Insel, als wir gegen die sieben Vampire aus dem alten Leuchtturm kämpften. Da hatte er sich tapfer geschlagen.

»John, ich begrüße dich!« Er legte mir seine Hände auf die Schultern und schaute mir ins Gesicht. In seinen Augen stand eine Wärme, die mir gefiel. Es tat gut, solche Freunde zu haben.

Wir sprachen noch nicht von dem Fall, ließen uns erst einmal nieder, und Sheila kam mit Getränken.

Keiner nahm Alkohol, und Bill begann nun in allen Einzelheiten zu berichten, was ihm widerfahren war. Sehr gespannt und genau hörten wir zu. Einen Reim konnten wir uns trotzdem nicht auf die Geschichte machen.

»In den letzten beiden Tagen hattest du Ruhe?« fragte ich ein wenig skeptisch.

»Ja.«

»Kannst du dir einen Grund vorstellen?«

Bill hob die Schultern. »Ich habe lange überlegt und bin zu dem Entschluß gekommen, daß eigentlich nur Father Ignatius daran die Schuld tragen kann.«

Der Mönch lachte. »Ich?«

»Ja, die Hölle hat Furcht. Sie sind ein zu guter Schutz für uns, Pater.«

Er hob die Augenbrauen und schaute mich an. »Bist du der gleichen Ansicht, John.«

»Es könnte sein.«

»Ich kann nicht immer im Haus bleiben.«

»Genau das ist das Problem«, sagte Bill. »Deshalb müssen wir uns beeilen.«

»Sind die weißmagischen Sicherungen schon angebracht worden?« wollte Suko wissen.

»Ja und nein. Ich habe damit begonnen.«

»Welche denn?« fragte ich.

»Geweihte Kreuze, Bannsprüche und Dämonenbanner. Sie befinden sich an strategisch wichtigen Stellen.«

»Auch innen?«

»Noch nicht. Die Zeit war zu knapp.«

»Dann wollen wir nur hoffen, daß sie halten.« Ich schüttelte den Kopf.

»Es ist seltsam. Aus welchem Grunde greift Asmodis auf diese Art und Weise ein. Warum kommt er nicht selbst? Weshalb schickte er diesen Hund?«

Keiner konnte mir eine konkrete Antwort geben. Wir blieben auf Vermutungen angewiesen, bis der Pater meinte: »Vielleicht war es nicht gut, daß wir die Banner angebracht haben. Jetzt wird der Hund erst recht abgeschreckt. Oder was meint ihr?«

»Das kann sein«, gab ich ihm recht.

»Sie jetzt zu löschen, hat auch keinen Sinn«, mischte sich Sheila ein.

Dagegen waren wir ebenfalls.

»Ein Hund ist ein Tier«, sagte Suko leise. »Und Nadine Berger ist auch ein Tier. Ich könnte mir vorstellen, daß der Angriff nicht nur den Menschen gegolten hat, auch der Wölfin. Oder liege ich da so falsch?«

Wir überlegten kurz und gaben Suko recht.

»Dann könnte man Nadine als einen Lockvogel einsetzen«, überlegte

Suko weiter.
»Und wenn sie stirbt?« fragte Sheila sofort.
»Wir sind auch noch da«, beruhigte Bill sie.
»Du bist doch aus dem Rennen. Beim zweitenmal wirst du das Feuer kaum überstehen.«
Damit mußten wir natürlich auch rechnen.
Ich sprach ein klärendes Wort und sagte, daß es die einzige Chance war, über Nadine an den höllischen Hund heranzukommen. »Nur wissen wir leider nicht, wie wir ihm eine Falle stellen können. Daß er eine Gefahr bedeutet, ist uns allen klar. Wenn er seine höllischen Kräfte einsetzt, kann er ein Chaos hinterlassen.«
Niemand widersprach mir.
»Könnte man ihn beschwören?« fragte Bill.
»Ihn selbst?« Ich war da skeptisch. »Er ist nicht Asmodis. Die alten Griechen haben Zerberus ja als Wächter ihrer Unterwelt bezeichnet. Aber Zerberus ist eine Sagengestalt.«
»Mit Sagengestalten haben wir schließlich unsere Erfahrungen«, gab Suko zu bedenken.
Das Gespräch drehte sich hin und her. Es brachte nichts, was mich wiederum ärgerte. Auch wollte ich nicht so recht glauben, daß der Höllenhund nur so einfach erschienen war. So ohne Motiv.
Darauf sprach ich Bill an.
Der Reporter lachte. »Ein Motiv, John? Sind wir nicht Motiv genug, wenn du es so siehst?«
»Im Prinzip ja. Gibt es nicht trotzdem einen Anstoß. Bist du in der kürzeren Vergangenheit dem Satan irgendwie auf die Zehen getreten? Denk mal genau nach.«
Bill schlug ein Bein über das andere. »Nicht daß ich wüßte, wenn ich mal davon absehe, als der Teufel versucht hat, Sheila und mich gefangenzunehmen.«
»Das meine ich nicht. In der letzten Zeit. Denk doch nach.«
»Ich habe mich mit einem Bericht beschäftigt.«
»Welches Thema?«
»Umwelt.«
»Und wie genau?«
»Es ging da um einen total verdreckten See. Ich wollte darüber schreiben und habe es auch, aber du glaubst nicht, welche Schwierigkeiten man mir gemacht hat.«
»Wer denn?«
»Die Leute, denen der See gehört.«
»Ist das nicht allgemeines Gut?« fragte Father Ignatius.
»Nein. Dieser See ist von einer Gruppe gekauft worden von einem verarmten Adeligen. Ich empfand es als eine Schweinerei, daß man dieses Gewässer so hat verkommen lassen. Ich sprach auch mit dem

Besitzer. Nach einer Viertelstunde hat er mich rausgeschmissen und gesagt, ich sollte meine Finger von diesem Thema lassen.«

»Ist dir dabei ein schwarzmagischer Hintergrund aufgefallen?« hakte ich nach.

»Nein.«

»Was sind das denn für Leute?« fragte Suko.

»Der Besitzer ist ein Künstler. Ich weiß auch nicht, was er da vorhat. Auf jeden Fall lebte eine Clique um ihn herum, und diese Leute treffen sich des öfteren an dem Gewässer.«

Es wies zwar nichts auf höllische Kräfte hin, dennoch war ich fest entschlossen, mir den See einmal aus der Nähe anzusehen.

»Wann denn?« fragte Bill.

»So rasch wie möglich.«

»Also heute.«

»Ja.«

»Wir haben Freitag«, sagte mein Freund. »Da treffen sie sich. Immer am frühen Abend. Was sie allerdings die Nacht über dort machen, kann ich nicht sagen.«

»Wir werden es herausfinden und zuschauen.«

»Offiziell nicht«, sagte Bill. »Die bewachen das Gelände. Ich habe festgestellt, daß es eine seltsame Gruppe ist.«

»Gangster?« fragte Suko.

Bill wiegte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Wie erwähnt, der Besitzer ist ein Künstler. Da gibt es ja Leute, die manch komische Anwandlungen haben. Auf jeden Fall steht das Gewässer kurz vor dem Kippen. Ich arbeite an einer Artikelserie, die sich mit solchen Dingen befaßt. Alles was sich in einem Umkreis von hundert Meilen befindet und mir verdächtig erscheint, wird von mir untersucht. Dazu gehörte auch dieser verschlammte See, der sich nicht mehr selbst reinigen kann, weil dessen biologische Kräfte zerstört wurden. Durch wen, durch was?« Bill hob die Schultern. »Ich kann es auch nicht sagen. Der Besitzer verweigert jegliche Auskunft und hat mich verdammt hart abfahren lassen.«

»Dann haben sie bestimmt etwas zu verbergen«, erklärte Pater Ignatius. »Ihnen steht das schlechte Gewissen auf der Stirn geschrieben.«

»Kann ich mir auch vorstellen«, sagte Bill.

Ich runzelte die Stirn. »Schwarze Magie war aber nicht im Spiel oder?«

»Nein. Ich habe nichts bemerkt. Außerdem bin ich überhaupt nicht bis an das Camp herangekommen.«

»Ein Camp?«

»Ja, sie haben so eine Art von Lager. Es steht da eine selbstgezimmerte Blockhütte, und wenn sie kommen, fahren sie

zumeist mit ihren eigenen Wagen an. Wohnmobile oder Zelte.«
»Wer wohnt im Blockhaus?« fragte Suko.
»Dieser Besitzer, glaube ich.«
»Wie heißt er?«
Bill überlegte einen Moment, bevor er Suko die Antwort gab.
»Scirinna. Aldo Scirinna.«
»Hört sich fast nach Mafia an«, meinte Sheila.
»Vielleicht…«
Ich winkte ab. »Das werden wir alles noch sehen. Wer fährt überhaupt mit an den See?«
Suko wollte auf jeden Fall. Das war selbstverständlich.
»Ich bleibe hier«, erklärte Sheila.
»Und ich werde ebenfalls im Haus bleiben«, schlug der Pater in dieselbe Kerbe.
Das war gut. So blieb Sheila nicht ohne Schutz zurück. Zudem war noch Nadine da.
Und Bill?
Als ich ihn anschaute, zuckte ein Lächeln über seine Lippen. »Ist doch klar, daß ich dabei bin.«
»Hast du dir das gut überlegt?« fragte ich.
»Wieso?« Mein Freund wurde ärgerlich.
Ich hob beschwichtigend die Hände. »Du bist nur knapp mit dem Leben davongekommen, denk daran.«
Er nickte. »Stimmt. Nur bin ich jetzt auf irgendeinen Angriff vorbereitet. Das ist der Unterschied. Vor zwei Tagen hat man mich kalt erwischt.«
Bill Conolly war ein erwachsener Mensch, wir konnten es ihm nicht ausreden. Auch Sheila sagte nichts. Sie preßte nur die Lippen zusammen. »Dann wäre ja alles klar«, erklärte ich und erhob mich, wobei ich einen Blick auf die Uhr warf. »Wie weit ist der See von hier entfernt?«
»Ungefähr 50 Meilen«, sagte der Reporter.
»Das schaffen wir. Sollte die Sache ein Schuß in den Ofen werden, sind wir so schnell wie möglich wieder zurück«, erklärte ich den Beteiligten zum Schluß.
Danach gingen wir.
Wohl war mir überhaupt nicht…

***

Sie waren eine Clique und nannten sich Künstler. Sie stammten allesamt aus dem Londoner Westend, hatten dort gearbeitet, waren mehr oder minder erfolgreich gewesen und suchten, nachdem sie sich als innerlich leer bezeichnet hatten, neue Möglichkeiten, um sich zu entfalten.

Aldo Scirinna hatte den Anfang gemacht. Er war es leid, zwischen den Häusern zu wohnen und seine Kunst zu verkaufen. Da er in den letzten drei Jahren ein kleines Vermögen als Maler gemacht hatte, konnte er es sich leisten, auszusteigen. Er hatte Bilder im voraus produziert und den Verkauf in die Hände eines Agenten gelegt. Jetzt wollte er sich einem anderen Thema widmen und suchte Gleichgesinnte.

Im Londoner Westend liefen zahlreiche skurille Typen umher. Die meisten waren für jeden Spaß zu haben. Sie hatten stets ein offenes Ohr für Neuigkeiten und Veränderungen. So fiel es Scirinna nicht schwer, die Leute zusammenzubekommen, die er benötigte.

Es waren vier.

Zwei Frauen befanden sich auch darunter, die ebenfalls aussteigen wollten.

Natürlich auch Künstler oder welche, die sich dafür hielten. Jedenfalls Menschen, die außerhalb der Norm lebten. Und diese Norm sollte noch weiter geöffnet werden.

Nach einigen Meetings, die stets in der Nacht stattfanden, rückte Scirinna endlich mit seinem Plan heraus. Er sprach von finsteren Mächten, von dem Teufel, von Dämonen und Wesen, die in einer Welt existierten, von der die meisten Menschen nicht einmal etwas ahnten.

Obwohl Scirinna das Problem vorsichtig anging, fand er bei seinen neuen Freunden ein offenes Ohr. Man hörte ihm genau zu und stand seinen Vorschlägen auch nicht ablehnend gegenüber. Immer öfter fiel der Begriff Satan oder Teufel, und irgendwann tauchte die Frage auf, ob man von der Theorie nicht einmal in die Praxis überwechseln wollte.

Darauf hatte Scirinna gewartet. Seinen vier neuen Freunden legte er einen Plan offen, der Angst machen konnte. Sie waren gebannt, denn er berichtete nicht nur von der Theorie, auch von der Praxis und erklärte, er habe alles vorbereitet.

Ein See stand zur Verfügung.

Ein altes Gewässer, das einmal einen Adeligen gehört hatte, der seinen See als Schuttkippe und Müllhalde benutzte. Deshalb war das Gewässer nicht zu retten.

Ideal für ihr Vorhaben.

»Und was sollen wir dort genau?« wurde die Frage gestellt.

Da begannen Scirinnas Augen zu glänzen. »Wir werden Kontakt mit anderen Mächten aufnehmen. Wir werden ihnen Opfer bringen…«

Eine Frau unterbrach ihn. »Welche denn?«

Scirinna lächelte, denn er hatte den Hintergrund der Frage genau erkannt. »Keine Menschen…«

»Sondern?«

»Tiere, meine Freunde. Hunde, zum Beispiel. Es gibt genügend

streunende Vierbeiner, die wir mitnehmen können und auf den Altar des Teufels legen.«

Die anderen nickten. »Und dann kommt der Satan?« fragte jemand.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich denke da eher an einen anderen. Wie ihr vielleicht gehört oder gelesen habt, gibt es in der Unterwelt oder der Hölle einen dämonischen vierbeinigen Aufpasser.«

»Zerberus«, sagte jemand.

»Genau.«

»Und der soll kommen?« Lachen. »Nein, das ist alles Sage. Es gibt diesen Höllenhund nicht.«

Scirinna wurde ironisch. »Gibt es den Teufel denn?«

»Klar.«

»Hast du ihn auch gesehen?«

Jetzt wurde der Frager unsicher. »Nein, noch nicht, aber er ist unter uns.« Ein verlegenes Lachen verließ den Mund des Mannes.

Scirinna war ein Gefühlsmensch. Er merkte, daß sich die Lage zu seinen Ungunsten veränderte. Sie schwankte, und er mußte die anderen vier auf seine Linie einschwören.

»Wer zweifelt noch?«

Eine direkte Antwort bekam er nicht. Keiner traute sich, etwas zu sagen. Deshalb beschloß er, jeden selbst zu fragen. Mit dem Zweifler ging er an. »Vince Morgan, bist du bereit, mir zu folgen und anzuerkennen, daß wir die Kräfte der Holle beschwören?«

Morgan holte ein paarmal Luft. Er wollte zu einer Gegenrede ansetzen, schaute Scirinna dabei an und senkte den Blick. Danach hob er die Schultern. »Okay, ich bin bereit.«

»Das war ein Versprechen«, sagte Scirinna.

»Natürlich.«

Aldo lachte leise. »Es könnte nämlich sein, daß ich dich zu gegebener Zeit daran erinnern werde.«

»Bitte.«

Scirinna wandte sich dem nächsten zu. Che de Laga hockte in einem Sessel aus Segeltuch und qualmte an einer Marihuana-Zigarette. Seine Wiege hatte in Südamerika gestanden, und für Dinge, die mit Schwarzer Magie oder Übersinnlichem zu tun hatten, war er stets empfänglich.

»Bist du bereit, den Teufel und seine Helfer zu beschwören, Che?«

De Laga nickte lässig.

»Gib Antwort.«

»Ja, ich bin bereit, Aldo.«

»Schön, kommen wir zu euch.« Er schaute die blonde Else Kaan an. Sie saß ihm am nächsten. Ihre knabenhafte Figur hielt sie unter einem langen, weitgeschnittenen Kleid versteckt. Das dünne Haar hatte sie zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten

zusammengebunden.
»Wie ist es, Else? Machst du mit?«
»Immer.«
»Schön.« Scirinna lächelte. »Bleibst du noch, Marion?«
Die schöne Marion, ein dunkelhaariges Bündel aus Temperament und Sinnlichkeit, strich über ihren Körper. »Ich bin bereit, dem Satan einen Willkommensgruß zu bieten.«
»Er wird sich freuen«, sagte Scirinna.
»Bestimmt.« Marions Lachen klang rauh und gleichzeitig ein wenig schrill.
Dieses Gespräch hatte vor einigen Wochen stattgefunden. Aldo Scirinna ging daran, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Die ersten Beschwörungen klappten, und seine Freunde sprangen nicht ab. Auch der Teufel hatte ein Einsehen. Er war immer neugierig, wenn sich Menschen freiwillig anboten, seine Diener zu werden.
Sie hatten es durch eine bestimmte Beschwörung versucht, und die war gelungen.
Es erschien genau derjenige, dem die anderen voller Skepsis gegenübergestanden hatten.
Zerberus, der Höllenhund!
Und der Teufel sollte folgen…

***

Wie von nicht sichtbaren Händen erfaßt, schoben sich plötzlich die Zweige des Gebüschs zur Seite. Durch die Lücke stieß die breite Schnauze eines Geländewagens. Die großen, tiefprofiligen Reifen durchwühlten den schlammigen Boden nahe des Seeufers und schufen Fahrspuren für das nachfolgende Wohnmobil, in dem Vince Morgan, Che de Laga und die beiden Frauen saßen.
Gegen Mittag waren sie aus London losgefahren. Am Spätnachmittag erreichten sie ihr Ziel, das Ufer des Sees, wo auch die Blockhütte stand.
Aldo Scirinna hatte sie bauen lassen, und sie stand so gut gedeckt, daß sie vor neugierigen Blicken beschützt war. Eine grüne Wand aus Büschen und später Schilf nahm irgendwelchen Beobachtern die Sicht.
Bis zum See waren es nur ein paar Schritte. Damit niemand durch den morastigen Boden zu laufen brauchte, hatte Scirinna einen Steg anlegen lassen, der von seinem Blockhaus in den See stach. Am Stegende waren auch die Boote vertäut.
Drei insgesamt, zwei davon mit Motor. Und diese Boote brauchten sie, denn in der Mitte des verschlammten Sees befand sich eine Insel. Sie hob sich wie der grüne Buckel eines Monsters aus dem Wasser.
Zwar war das Gewässer selbst nicht mehr in Ordnung, das hielt jedoch die zahlreichen Insekten nicht davon ab, sich in Ufernähe

aufzuhalten und die Menschen zu malträtieren, die hin und wieder kamen, um ihren finsteren Beschwörungen nachzugehen.

Zudem war es ein ziemlich warmer Tag gewesen, an dem so gut wie kein Wind wehte. Für den Abend hatten die Wetterfrösche wegen der unnatürlichen Schwüle Gewitter angesagt, und schon jetzt besaß der Himmel eine seltsame Farbe. Zwar schien noch die Sonne, nur waren es »falsche« Strahlen. Sie drückten, waren heiß und brannten auf den nackten Armen der anwesenden Menschen.

Der Geländewagen schaukelte bis hinter die Blockhütte, wo Aldo Scirinna ihn stoppte. Er fuhr so weit, bis die natürliche Barriere aus Pflanzen die Kühlerschnauze berührte.

Das Wohnmobil wurde vor und gleichzeitig neben der Hütte abgestellt. Als Aldo Scirinna sein Fahrzeug verlassen hatte, hörte er auch das dumpfe Schlagen der anderen Türen.

Insekten umsummten ihn sofort. Ein paarmal schlug er nach ihnen, während er die Ladeklappe öffnete und zwei Seesäcke hervorholte.

Bevor er dies tat, hängte er sich noch das automatische Schnellfeuergewehr über die Schulter. Auf diese Waffe verließ er sich, denn es gab immer wieder mal neugierige Zeitgenossen, die sich dem See näherten, um dort ein lauschiges Plätzchen zu finden.

Noch wollte die Gruppe keine Zuschauer haben.

Scirinna war so gekleidet, wie es sich gehörte. Er trug Schaftstiefel.

Seine Hose und das Hemd bestanden aus Khakistoff, und an seinem breiten Gürtel steckte eine Scheide aus Leder. Aus ihr ragte der Griff eines Buschmessers.

Aldo schleppte die Seesäcke vor das Haus, wo er sie ablud. Seine Freunde waren fast ähnlich gekleidet. Auch sie trugen Stiefel und eine Kleidung aus derbem Stoff.

Selbst die Frauen hatten auf modischen Schnickschnack verzichtet.

Allerdings waren sie nicht bewaffnet. Das Tragen der automatischen Gewehre überließen sie den Männern.

»Alles klar?« fragte Aldo.

»Natürlich.«

Marion Ross schleuderte ihre braunen Haare zurück. Sie hatte ein weiches Gesicht mit einem sinnlichen Mund. In ihren Augen lag ein Glanz, der sie in gewisser Hinsicht als Nymphomanin kennzeichnete.

Im Westend war sie dafür bekannt. »Wird der Teufel heute endlich kommen?« fragte sie lockend, »Wenn du die Regeln befolgst, bestimmt«, erwiderte Aldo.

»Und du hast keine Angst, daß uns jemand besucht?«

»Wie meinst du das?«

»Sie denkt sicherlich an diesen Reporter«, sagte Che de Laga. Er kraulte dabei seinen wilden Revoluzzerbart und die Haarmähne gleichzeitig.

»Nein, der kommt nicht mehr.«
»Was macht dich so sicher?« erkundigte sich Vince Morgan, der ehemalige Bildhauer, der als Markenzeichen einen Pferdeschwanz trug.
Scirinna lächelte nur. »Wenn neugierige Leute erscheinen, hält sie uns Zerberus vom Hals.«
Else bekam große Augen. »Hat der Hund den Reporter getötet?«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte Scirinna lässig. »Wir können jedoch davon ausgehen.«
»Dann wäre ja alles klar«, meinte Che und nickte sich selbst zu.
»Gehen wir sofort zur Insel?« fragte Marion.
»Ja, wir laden da die Sachen ab.«
Die fünf machten sich auf den Weg. Das Holz des Stegs bog sich unter ihrem Gewicht. Es brach nicht zusammen, obwohl es schon weich war und an einigen Stellen durchgefault.
Am Ende des Stegs blieben sie stehen und schauten auf den biologisch zerstörten See. Er lag wie eine glatte grüne Fläche vor ihren Augen.
Kein Windhauch strich über seine Fläche, so daß auch keine Wellen den Ufern entgegenliefen.
Irgendwo weit vor ihnen befand sich das andere Ufer. Jenseits der Insel lag es und wurde vom warmen Dunst umwabert.
Sie nahmen das größte Boot und schleuderten zuerst ihre Seesäcke hinein. Scirinna wollte lenken. Als alle fünf ihren Platz gefunden hatten, lag der kleine Kahn tief im Wasser. Jetzt kam es ihnen zugute, daß kein Wind wehte.
Bis auf das Summen der Insekten oder dem hin und wieder aufklingenden Klatschen eines Vogelflügels war es still. Deshalb erklang das Geräusch des Motors auch doppelt laut, und die Schallwellen wehten über die glatte Fläche.
Nur widerwillig schien das Boot Fahrt aufzunehmen. Der Bug schnitt das Wasser, das anschließend dicht an den beiden tiefliegenden Bordwänden entlangwellte.
Wer jetzt einen Blick auf das Wasser warf, konnte erkennen, wie »kaputt« der See war. Ob es Schlamm, Tang, Holz oder Dreck war, das dicht unter der Oberfläche trieb, konnte niemand mit Gewißheit sagen, jedenfalls gehörte das Zeug nicht in ein natürliches oder gesundes Gewässer.
Die Männer und Frauen schwitzten. Zudem stand die Luft, und die Schwüle hatte noch mehr zugenommen. Man konnte darauf wetten, daß es am Abend ein Gewitter geben würde.
Allmählich näherten sie sich der Insel. Sie war das eigentliche Reich, dort geschah das, was unter Ausschluß der Öffentlichkeit durchgeführt werden sollte.

Die finstere, grausame Magie. Die schrecklichen Blutrituale, die die Hölle weichkochen sollten.

Und Satan hatte schon reagiert.

Scirinna stand hinter dem Ruder. Er schaute gegen die breite Scheibe und sah sie mit zahlreichen dunklen Flecken und Klatschern übersät.

Das waren die toten Insekten, die während der Fahrt dagegen hieben und manchmal auch als kleine Blutflecken zurückblieben.

Der See war nicht sehr tief. Möglicherweise hatte das vor Jahren einmal anders ausgesehen, doch im Laufe der Zeit waren Schlamm und Unrat immer höher gestiegen. Niemand der Männer hatte die Tiefe je genau ausgemessen, sie verließen sich da auf die Angaben des Vorbesitzers, und der hatte gemeint, daß der See an seiner tiefsten Stelle soeben über dem Kopf eines erwachsenen Menschen zusammenschlug.

Nur versank derjenige meist im Schlamm und konnte so auch ertrinken, denn die Masse unter ihm war zäh und schien mit unzähligen Armen ausgerüstet zu sein.

Nahe der Insel wurde das Gewässer wieder uferflach. Ein Steg erschien. Scirinna hatte ihn bauen lassen, da das Bot ansonsten bei jedem Anlegen aufgelaufen wäre.

Aldo lenkte den Kahn seitlich an den Steg. Der letzte Schub trieb ihn gegen das Holz. Vince Morgan war schon auf den Steg gesprungen und hielt ein Ende der Leine fest, das er um einen Pfosten wickelte, bevor der den anderen winkte, das Boot zu verlassen.

Die Seesäcke wurden ausgeladen und auf die Insel geschleppt. Die Ankömmlinge passierten einen Schilfgürtel. Als sie den Steg verließen, erwartete sie weicher Boden. Bei jedem Schritt sanken sie ein. In den Trittstellen sammelte sich Flüssigkeit, die eine schmutzigbraune Farbe bekommen hatte, zu vergleichen mit Sumpfwasser.

Schon bald waren sie eins mit dem grünen Bewuchs der Insel geworden. Die Büsche und das dichte Gestrüpp deckte sie gegen die Blicke vom Ufer her. Sie konnten ihren Weg sicher fortsetzen. Es gab einen schmalen Pfad, der die Insel von einem Ende zum anderen durchschnitt. Hier war das Sumpfgras niedergetreten worden, und der Pfad wurde nur am Mittelpunkt der Insel unterbrochen.

Hier befand sich ihr Ziel!

Es war ein Unterstand, zu vergleichen mit einer primitiv angelegten Grillhütte. Geschützt werden sollte eine Opferstätte. Sie war viereckig angelegt, und der Boden zeigte dunkle Blutflecken. Auch lag ein süßlicher Geruch in der Luft. Er zog noch mehr Insekten an, als es schon üblich war.

Die Männer stellten die Säcke ab. Nur ihr Keuchen oder schweres Atmen war zu hören. Die Träger wischten den Schweiß von ihren Stirnen, während die beiden Frauen damit begannen, die Säcke

aufzuschnüren. Gemeinsam wurden sie umgekippt.

Eine makabre Ladung rollte heraus.

Es waren Hunde.

Tote Hunde…

Sie hatten die Tiere in London aufgegriffen. Straßenköter, die niemand haben wollte. Kein Tierheim kümmerte sich um die Bedauernswerten, und sie waren für Scirinna und seine vier Freunde zur sicheren Beute geworden.

Die Tiere lagen auf der weichen Erde. Leblos blickten die Augen. Die Schnauzen standen offen. Sie boten einen schauerlichen Anblick, aber sie waren die Diener für Zerberus, den Höllenhund.

Bisher hatte sich Scirinna zurückgehalten und nicht erzählt, wozu er die Hunde brauchte. Das sagte er auch jetzt nicht, als er mit seinen beiden männlichen Helfern daranging, die Tiere kreisförmig um die Opferstätte zu drapieren.

Insgesamt waren es sieben Hunde. Mehrere Rassen vereinigten sich in dieser Runde. Vom Schäferhund über die Dogge bis hin zum Terrier.

Aldo Scirinna nickte zufrieden. Er gehörte zu den Typen, denen man die Grausamkeit ansah. Manche behaupteten, er hätte einen dämonischen Touch. Man war davon überzeugt, wenn man sein schmales Gesicht mit der hohen Stirn und den glutvollen, dunklen Augen betrachtete. Seine Haut hatte keine Sonnenbräune angenommen.

Durch das schwarze, nach hinten gekämmte Haar wirkte sie noch bleicher, als sie ohnehin schon war.

»Ja, das ist gut«, sagte Scirinna und nickte zufrieden. »Ich glaube, so wird es klappen.«

»Was hast du eigentlich vor?« erkundigte sich Elsa Kaan. »Bisher haben wir nur das Blut der Hunde gebraucht, um den Diener des Teufels zu beschwören. Willst du das heute auch?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Zerberus ist uns sicher. Der Satan hat ihn an unsere Seite gestellt. Wenn er will, speit er das Feuer der Hölle. Dieses Tier ist uns also sicher, und nicht nur das, ich bezeichne ihn sogar als meinen Herrn und Meister, denn er stammt vom Teufel persönlich. Ich bin aber nicht zufrieden mit einem Hund, deshalb sollen es mehr werden.«

»Die toten hier?« fragte Marion.

Scirinna nickte. »Ja, die toten Tiere. Glaubt nur nicht, daß sie immer tot bleiben.«

Marion Ross lachte. Es klang unecht. »Ich verstehe dich nicht, Aldo. Die sind doch tot. Vor uns liegen Kadaver…«

»Ja!« flüsterte Scirinna. »Es sind Kadaver. Aber nicht mehr lange.

Habt ihr eigentlich schon etwas von Zombies gehört?«

Die anderen vier schauten sich betroffen an.

»Lebende Tote sind das«, sagte Che de Laga nach einer Weile. »Ich kenne das aus meiner Heimat.«

»Lebende Tote, die aus den Gräbern steigen, wenn sie zum Beispiel die Voodoo-Trommeln hören. Aber was den Menschen recht ist, kann den Hunden nur billig sein.«

»Du willst aus ihnen Zombies machen«, sagte Vince.

»Nicht ich, die Magie des Teufels.«

»Ist im Prinzip das gleiche.«

»Meinetwegen.«

Die Männer nahmen es zur Kenntnis, während die beiden Frauen sich doch erschreckt zeigten und sicherheitshalber einige Schritte zurückgingen. Das war ihnen suspekt. Else strich fahrig über ihr Haar, selbst Marion hatte es die Sprache verschlagen.

Scirinna begann zu lachen. »Was habt ihr denn, meine Lieben? Es ist doch nichts passiert.«

»Nein, noch nicht.«

»Hast du Angst, Else?«

Sie nickte.

»Du auch, Marion?«

»Ja, verdammt, ich habe Angst. An den Höllenhund konnte ich mich noch gewöhnen, doch ich bin immer der Meinung gewesen, daß das, was einmal tot ist, auch tot bleibt.«

Scirinna rieb sich die Hände. »Ein Irrtum, liebe Marion. Diesen Glauben kannst du dir abschminken. So hast du gedacht, bevor du mich kennenlerntest. Nun mußt du umdenken. Aber gewaltig.«

Marion schüttelte sich. Sie konnte es nicht fassen. Bisher hatte sie mitgemacht, doch nun, wo es zur Sache ging, da wollte sie nicht mehr so recht. Sie starrte die Hunde an und schluckte die unsichtbaren Klöße hinunter, die sich in ihrer Kehle festgesetzt hatten.

»Na, was ist?«

Sie gab auf Scirinnas Frage keine Antwort. Dafür stieß Che de Laga sie an, und Marion zuckte zusammen.

»Es ist nicht weiter tragisch, wenn wir es mit Zombie-Hunden zu tun haben. Sie greifen dich oder uns nicht an. Im Gegenteil, sie werden über uns wachen.«

Marion glaubte ihm nicht, aus diesem Grunde wandte sie sich an Scirinna. »Stimmt das wirklich.«

Der dunkelhaarige Mann lächelte dämonisch. »Wenn er es sagt, kannst du es glauben.«

»Aber ich…« Sie schüttelte den Kopf. Elsa stand neben ihr und gab keine Antwort, als Marion sie auffordernd anblickte. »Wie soll es denn vor sich gehen?« rief sie dann.

Scirinna begann zu lachen. »Das laß nur meine Sache sein. Ich sorge schon dafür.«

»Und müssen wir dabeibleiben?«

»Natürlich. Denkt an euren Schwur. Ich hole durch die Kraft der Hölle diese Hunde ins Leben zurück. Sie werden uns zu Diensten sein, hast du verstanden? Nur uns. Wenn sie uns bewachen, kann nichts schiefgehen, dann kümmern wir uns um Zerberus und den Teufel.«

»Der kommen wird.«

»Davon bin ich überzeugt.« Scirinna schlug seine Hände zusammen.

Es war so etwas wie ein Startzeichen für ihn, denn er drehte sich abrupt um und ging davon.

Die Zurückgebliebenen hörten draußen seine Schritte. Sie sprachen nicht und hielten die Köpfe gesenkt.

Ihre Blicke trafen die der toten Augen. Es gab keinen unter ihnen, der nicht die Gänsehaut auf dem Rücken spürte. Die Angst machte sich stark bemerkbar. Bisher hatten sie schon viel erreicht. Sie erinnerten sich an die schaurigen, unheimlichen Nächte, die hinter ihnen lagen, bis Zerberus ihren Ruf verstand und aus der Hölle zurückkehrte.

Er war ein furchtbares Geschöpf. Drei Köpfe besaß er, und jeder Kopf zeigte das Gesicht des Teufels.

Aber er konnte sich auch verwandeln und so völlig harmlos wie ein normaler Hund aussehen.

Else Kaan kamen plötzlich Bedenken. »Und ihr seid mit allem einverstanden, was hier geschieht?«

»Ja!« lautete die einstimmige Antwort.

»Zombies sind doch unberechenbar. Die greifen alles an, was sich ihnen in den Weg stellt.«

»Uns aber nicht«, sagte Vince Morgan.

Else hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, ob das stimmt. Und du, Marion.«

»Mal sehen.«

Aldo Scirinna kehrte zurück. Auf seinen Händen balancierte er einen Hund. Es war kein lebendes Tier, Lehm und Blut waren eine Verbindung eingegangen. Beides hatte Scirinna magisch beschworen, und dieser seltsame Hund bildete die Brücke zwischen den versammelten Menschen und dem Reich der Hölle.

Durch ihn war Zerberus gekommen.

Aldo Scirinna stellte den Hund dort ab, wo der Boden mit dunklen Blutflecken übersät war. Er drückte sich wieder hoch und begann zu lächeln. »Niemand kann uns mehr aufhalten«, erklärte er. »Dieses Tier wird uns den Weg zeigen.« Er blickte seine Mitstreiter an. »Nun, was sagt ihr? Los, redet! Ich habe euch sprechen gehört. Ihr seid noch immer nicht überzeugt, wie ich sehe.«

»Nein, das sind wir nicht«, gab Vince Morgan ehrlich zu. »Wir trauen

diesen Hundezombies nicht.«

»Aber ihr habt Zerberus vertraut!«

»Das war etwas anderes. Er kam zu uns, er gehorchte uns. Nicht diese anderen Hunde.«

Aldo Scirinna begann mit seiner Wanderung. Er schaute dabei zu Boden, nickte hin und wieder, bevor er die folgenden Sätze sprach. »Ich sehe ein, daß ich euch nicht völlig überzeugen konnte. Trotz des Schwurs will ich euch nicht zwingen, deshalb stelle ich es euch frei, ob ihr bei der Beschwörung anwesend sein wollt oder nicht.« Abrupt unterbrach er seinen Lauf und schaute hastig hoch, wobei seine scharfen Blicke über die Gesichter der anderen wanderten. »Aber mehr Kompromisse gehe ich nicht ein. Habt ihr verstanden? Keine weiteren!«

»Ja, wir haben«, antwortete Che für alle.

Scirinna lachte ihn spöttisch an. »Daß du auch Angst hast, kann ich nicht verstehen. Du kennst den Voodoo-Zauber doch.«

»Vielleicht habe ich gerade deshalb Furcht.«

Scharf winkte Scirinna ab. »Verschwindet jetzt und laßt mich allein. Ihr könnt kommen, wenn ich euch rufe.«

»Was geschieht danach?« fragte Vince. »Ich meine, wenn du die Hunde wieder zum Leben erweckt hast.«

»Werde ich sie Zerberus vorstellen.«

»Ist er denn da?« fragte Else hastig.

»Er lauert überall. Er sieht und hört alles. Er weiß auch, wie ihr zu den Hunden steht, das müßt ihr euch merken.« Die Worte waren flüsternd gesprochen worden. Sie hinterließen bei den meisten ein beklemmendes Gefühl. Jeder schaute zu Boden. Niemand wollte den Anfang machen und weggehen.

Scirinna stellte einen Fuß auf einen Hundekadaver. »Was ist denn, ihr Pfeifen? Los, verschwindet! Macht, daß ihr wegkommt. Ich will euch hier nicht sehen.«

Da drehten sie sich um und schlichen davon. Es war tatsächlich ein Schleichen, denn kaum ein Geräusch war zu hören, als sie den Unterstand verließen und Scirinna mit den toten Hunden allein zurückließen.

Die Insel war dicht bewachsen. So fiel es den vier Menschen nicht schwer, sich Orte auszusuchen, wo sie vor den Blicken aus dem Unterstand geschützt waren.

Che de Laga ließ sich auf einen kleinen Erdhügel fallen. Er holte Zigaretten hervor und ließ das Päckchen kreisen. Ein jeder nahm ein Stäbchen. Schweigend rauchten sie die ersten Züge. Unzählige Insekten umtanzten sie und wurden auch vom Rauch der Zigaretten getroffen, der ihnen in Wolken entgegentrieb.

»Na?« fragte Vince Morgan nach einer Weile und versuchte zu

grinsen. »Habt ihr ein gutes Gefühl?«

Die beiden Frauen verneinten.

»Und du, Che?«

De Laga schnippte die Zigarette fort. »Ich habe Furcht vor den Zombies«, erklärte er. »Sie sind schrecklich und gleichzeitig so unberechenbar. Die machen alles nieder.«

»Und was?«

»Menschen, Tiere, Lebewesen«, antwortete der Mann. »Ich habe oft genug von ihren Untaten gehört. Als Kind lauschte ich den Erzählungen der Alten.«

»Hast du welche gesehen?« fragte Marion mit gepreßt klingender Stimme.

»Das nicht.«

»Vielleicht schafft er es auch nicht«, meinte Vince.

Da lachte Che de Laga auf. »Scirinna? Der schafft alles, der ist ein Satan. Ich sage euch, der ist dem Höllenherrscher fast ebenbürtig. Wir haben uns auf ein Spiel eingelassen, das für uns alle tödlich enden kann.«

Marion Ross lachte schrill. Sie duckte sich dabei zusammen, als würde sie frieren. »Das sagst du doch nur so.«

»Nein, es ist eine Tatsache.«

»Dir fehlen die Beweise«, hielt man ihm entgegen.

»Wenn wir sie nicht bekommen, wäre ich froh.« De Laga nickte heftig und stand auf. Er schaute über den Schilfgürtel hinweg. Die Sonne war weiter gesunken. Der Dunst über dem See hatte zugenommen. Wie dünne Seidenschwaden klebten sie an der Oberfläche und wurden von keinem Windhauch bewegt. Es sprang auch kein Fisch aus dem Wasser.

Die, die es einmal gegeben hatte, waren längst in der schmutzigen Brühe ohne Sauerstoff jämmerlich verendet.

Else wollte etwas sagen. Sie verschluckte ihre Worte jedoch, als sie den Schrei vernahm.

Er klang schrill, heulend, als hätte ihn ein Hund ausgestoßen. Und er war auf der Insel aufgeklungen, und zwar dort, wo sich auch der Unterstand befand.

»Das war Zerberus«, hauchte Marion.

»Oder Scirinna«, erwiderte Che.

»Aber er ist kein Hund.«

De Laga lachte. »Weißt du das so genau?«

»Wieso?«

»Ich habe nur nachgedacht«, flüsterte der Mann aus Mittelamerika.

»Immer wenn wir Zerberus gesehen haben, war Scirinna verschwunden. Ist doch seltsam, oder?«

»Das verstehe ich nicht«, gab Marion zu. »Du willst doch damit nicht

sagen, daß Scirinna und Zerberus ein- und dieselbe Person sind.«

»Was ich sagen will oder nicht, spielt hier keine Rolle. Ich habe nur etwas festgestellt.«

»Nein, nein, ich kann dir nicht glauben. Keiner kann dir glauben. So etwas ist nicht möglich. Tut mir leid.«

Sie schwiegen, denn das unheimliche Geräusch hatte sich wiederholt.

Aber sie blickten in die Richtung, aus der es an ihre Ohren drang. Und sie sahen über den Büschen einen rötlichen Schein, der in der Luft schwebte und an eine Säule erinnerte.

Sie standen und hatten ihre Hände zu Fäusten geballt. Ein jeder hing zwar seinen eigenen Gedanken nach, doch sie wußten genau, daß sich alles um Zerberus drehte.

Er war der Mittelpunkt.

Dann vernahmen sie das Lachen. Ein menschliches Lachen, denn Scirinna hatte es ausgestoßen. »Los!« gellte seine rauhe Stimme über die Insel. »Kommt her. Zu mir, ihr Angsthasen. Die Hölle hat sich aufgetan. Der Teufel hat mir geholfen!«

»Sollen wir?« fragte Else zitternd.

Vince Morgan hob die Schultern. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben. Wir haben es versprochen.«

»Am liebsten würde ich verschwinden«, sagte Marion. »Das ist kein Spaß mehr.«

»Das war es noch nie«, entgegnete de Laga.

Seine Worte waren das Startzeichen. Die vier Menschen setzten sich in Bewegung. Sie gingen vorsichtig, regelrecht behutsam. Es war keiner da, der die Führung übernehmen wollte, denn sie drängten sich ziemlich dicht zusammen.

De Laga machte den Anfang. Dabei ließ er das Gewehr von der Schulter rutschen, und Vince tat es ihm nach. Beide hielten die Waffen fest umklammert. Wenn es hart auf hart kam, würden sie abdrücken, egal, welches Ziel sich ihnen bot.

Sehr bald kam der Unterstand in Sicht.

Ein Schleier bedeckte ihn. Er stieg vom Boden hoch. Genau an der Stelle, wo sich das Rechteck befand, das zu einer Beschwörung benutzt wurde. Hier hatte auch Scirinna seine makabre Tat vollbracht.

Durch den Rauch war von ihm kaum etwas zu sehen. Und auch die Körper der Hunde wurden verdeckt.

»Kommt näher!« rief Scirinna aus dem Rauch. »Kommt zu mir. Ihr sollt es sehen. Die Hölle hat uns nicht im Stich gelassen. Zerberus hat seine Diener wieder zu sich geholt. Er hat sie gezeichnet, sie gehören ihm, mit ihnen wird er auf Jagd gehen.« Während seiner Worte war Aldo Scirinna nicht stehengeblieben. Er löste sich aus den Rauchschwaden. Dabei schob sich seine Gestalt intervallweise vor, bis sie sich deutlich sichtbar am offenen Rand des Unterstandes

abzeichnete und dort ihren Schritt verhielt.

Für die vier Menschen war nicht allein Scirinna interessant, sondern auch die, die ihn begleiteten.

Hunde!

Die toten Hunde, die plötzlich zu einem unheilvollen Leben erwacht waren.

Drei hatten sich auf seiner rechten Seite aufgebaut, vier an seiner linken.

Offen standen die Mäuler. Gefährliche Gebisse blitzten, und Rauch drang aus den Schnauzen.

»Na, was sagt ihr nun?« höhnte Scirinna.

Marion gab Antwort. Dabei hielt sie ihre Hand gegen das Kinn gepreßt. Ihre Worte waren kaum zu verstehen. »Sie leben!« hauchte sie.

»Die toten Hunde leben…«

***

Irgendwann wurde es einfach zu riskant, noch mit dem Wagen weiterzufahren. Da der größte Teil der Strecke mittlerweile hinter uns lag und es bis zum Seeufer nur mehr ein kleiner Fußmarsch war, beschlossen wir, den Wagen stehenzulassen.

»Bist du immer weiter gefahren?« fragte ich Bill beim Aussteigen.

»Nein, nie.«

»Na denn.«

Die Luft war kaum zu atmen. Man konnte das Gefühl haben, etwas zu trinken. Feuchtigkeit und Hitze hatten für eine Dunstbildung gesorgt. Es war fast so schlimm wie im Dschungel.

Wenn wir zum Himmel schauten, sahen wir die dunkle Wolkenwand.

Sie lag wie ein graues Raubtier auf der Lauer und wurde immer weiter vorgedrückt. Auch die Sonne hatte sie bereits erreicht. In der Wolkenbank sahen wir sie als einen verschwommenen Ball stehen.

Ich reichte Bill meine Ersatz-Beretta. Seine eigene Waffe hatte im Porsche gelegen und war nicht mehr brauchbar. »Laß sie nicht auch verbrennen«, sagte ich.

»Nein, das sind nur die Ausnahmen.«

»Hoffentlich.«

Wir wußten, daß wir nicht die ersten waren. Frische, in den Boden eingedrückte Reifenspuren hatten uns den Weg gewiesen. Der Abstand zwischen den Rädern war größer gewesen, als bei meinem Bentley. Für mich ein Beweis, daß die anderen im Wohnmobil gekommen waren.

Diesen Spuren folgten wir, umsummt von unzähligen Mücken und anderen Insekten. Ihr Konzert brummte in unseren Ohren. Es hatte keinen Sinn, nach ihnen zu schlagen, sie waren so zahlreich, daß sie

uns immer wieder überfallen würden.

Schon bald waren wir durchgeschwitzt. Diese Treibhausluft paßte einfach nicht zu England und vor allen Dingen nicht in den Mai. Manchmal spielte das Wetter eben verrückt.

Wir gingen hintereinander, waren sehr wachsam und folgten stets den Wagenspuren.

Eine Atmosphäre der Stille hielt uns umfangen. Da auch wir nicht sprachen, konnten wir uns voll auf die Natur konzentrieren. Hin und wieder klatschte etwas. Das Geräusch drang vom See her. Vielleicht ein Frosch, der ins Wasser gesprungen war. Fische gab es nicht mehr, das hatte uns Bill berichtet.

Der See lag rechts von uns. Zu sehen war er nicht. Sein Ufer wurde durch einen dichten Gürtel aus Buschwerk und Schilf abgedeckt.

Stehende Luft trägt den Schall gut. Wenn sich Menschen unterhalten hätten, wäre es von uns bemerkt worden. Da tat sich nichts. Keine Stimmen vernahmen wir, und die Ruhe war mehr als trügerisch.

Der weiche Boden ließ unsere Schritte schmatzen, und schließlich erreichten wir die Stelle, wo der Wagen, dessen Spuren wir verfolgten, abgebogen war.

Auch wir bogen ab, trennten uns dabei und näherten uns dem eigentlichen Zentrum von drei verschiedenen Seiten.

Zum erstenmal bekam ich den See zu Gesicht. Ich blieb stehen und ging dabei in die Hocke.

Eine grüne, an einigen Stellen auch bräunlich schimmernde Fläche lag vor meinen Augen. Bis zum anderen Ufer konnte ich nicht schauen, da sich der Dunst wie ein feines helles Gespinst über dem Wasser ausgebreitet hatte.

Dafür sah ich etwas anderes. Eine Insel. Sie befand sich meiner Schätzung nach in der Seemitte. Bill hatte von dieser Insel nichts erzählt. Ob er es vergessen oder bewußt unterschlagen hatte, konnte ich nicht sagen, jedenfalls nahm ich sie zur Kenntnis.

Auch das Blockhaus und die beiden abgestellten Fahrzeuge. Das Wohnmobil und den Geländewagen.

Die Türen der Fahrzeuge waren verschlossen. Nichts wies auf das Vorhandensein der Menschen hin, bis ich Spuren sah. Es waren frische Fußspuren, die sich auf dem Boden abzeichneten. Das Gras hatte sich noch nicht wieder aufrichten können. Demnach war hier vor kurzem jemand hergegangen.

Die Person konnte nicht weit sein.

Ein Geräusch schreckte mich auf. Ich fuhr herum, ließ die Waffe aber stecken, als ich meinen Freund Bill Conolly erkannte. Er winkte ab und lächelte.

»Keiner da«, sagte ich.

»Habe ich mir gedacht.«

Ich ging auf den Wohnwagen zu, schaute hinein, fand ihn menschenleer und hob die Schultern. »Wo die Kerle stecken könnten, weiß ich auch nicht.«

»Suko sucht nach Spuren.«

Ich vertraute meinem Freund. »Dann werden wir ja bald mehr wissen.«

Ich deutete über das Wasser auf die Insel. »Davon hast du mir nichts gesagt Bill.«

Der Reporter hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, ich hielt es nicht für sehr wichtig.«

»Hast du dir die Insel zuvor angesehen?«

»Nein.«

»Es wäre also möglich, daß sie zu dem Eiland gefahren sind. Schau mal den Steg entlang. Da liegen noch zwei Boote. Eins davon mit Motor.«

»Schade, daß wir kein Fernglas haben«, murmelte Bill. »Damit hätten wir erkennen können, ob sich auf der Insel jemand, herumtreibt. So ist es einfach zu dunstig.«

Den Worten meines Freundes hatte ich nichts mehr hinzuzufügen.

Schließlich kam Suko. Auch er schaute sich lauernd um, sah dabei öfter zu Boden und nickte.

»Hast du was gefunden?« fragte ich.

Der Inspektor gab eine sehr indirekte Antwort. »Wir sollten uns so hinstellen, daß wir von der Insel aus nicht bemerkt werden können. Sie sind dort.«

»Hast du sie gesehen?«

»Nein, bei dem Dunst war das unmöglich. Aber ich habe die Spuren gesehen. Sie führten zum Steg. Auf dem alten Holz sind sogar frische Fußabdrücke zu erkennen. Für mich gibt es nur eine Lösung. Die Burschen haben sich auf die Insel verzogen.«

Das schien uns auch so zu sein.

»Ist die Frage, ob wir rüberfahren«, meinte Bill. »Ich will damit nur sagen, daß wir uns teilen können und einer hierbleibt.«

»Durchsuchen wir zunächst einmal die Hütte«, schlug Suko vor.

Damit waren wir einverstanden. Keine Spuren wiesen daraufhin, daß die Hütte in der letzten Zeit betreten worden war. Wahrscheinlich fanden wir sie verschlossen.

Bill legte eine Hand auf die primitive Klinke. Er konnte die Tür ein winziges Stück nach innen drücken, dann sperrte sie. Achselzuckend drehte sich der Reporter um. »Da ist nichts zu machen«, erklärte er.

Suko hatte inzwischen ein Fenster an der Außenseite gereinigt. Er preßte sein Auge gegen die Scheibe, schaute in das Innere und hob die Schultern.

»Nichts?« fragte ich.

»Leider.«
»Dann sind sie doch auf der Insel.«
Am Rand der Hütte blieben wir stehen und schauten über das Wasser.
Mein Blick fiel auch in die Höhe. Der Himmel gefiel mir überhaupt nicht. Da zog ein Wetter heran, vor dem man sich fürchten konnte. Das Grau war so dunkel geworden, daß ich es schon fast als Schwarz ansehen konnte. Eine massige, dicke, quallige Wolkenbank, die uns allen dreien große Sorgen bereitete.
»Wenn das ein Gewitter gibt und es anfängt zu stürmen, kann sich der See in eine kochende Hölle verwandeln«, erklärte Bill. »Wir sollten zusehen, daß wir zuvor zur Insel hinüber kommen.«
Ich verzog die Mundwinkel. »Über die freie Wasserfläche? Sollten die anderen tatsächlich auf der Insel sein und Waffen besitzen, schießen sie uns ab wie die Hasen.«
»Verdammt, das stimmt«, sagte Bill.
»Um hin zu tauchen, ist die Strecke zu weit«, erklärte Suko.
»Der See ist nicht tief«, murmelte Bill. »Man könnte sogar hingehen, wenn es hart auf hart kommt.«
»Das käme auf eins raus«, erwiderte ich und schaute wieder zum Himmel. »Lange dürfen wir hier nicht mehr warten. Noch ist das Wasser ruhig.«
Suko zischte durch die Zähne. Es war ein Warnlaut. Wir schwiegen sofort. »Was ist denn?« fragte ich.
»Ich habe auf der Insel eine Bewegung ausgemacht.«
Es gab keinen Grund, an Sukos Worten zu zweifeln. Der Inspektor hatte die besten Augen von uns dreien.
»Hast du jemand er…?«
Etwas riß mir das Wort aus den Lippen. Das Echo eines Schusses. Und geschossen worden war auf der Insel!

***

Sie lebten!
Die toten Hunde waren zu einem unseligen und schauerlichen Leben erweckt worden. Sie rahmten ihren Herrn ein, der sich in einem Gefühl der Unbesiegbarkeit sonnte und den Mund zu einem breiten und gleichzeitig diabolischen Lächeln verzogen hatte.
Ja, er war der Sieger. Die Hölle hatte auf ihn gehört, nachdem sie von ihm gebeten worden war.
Wie ein König trat er aus dem Unterstand, breitete beide Arme aus, als wollte er damit sagen: Seht her, ich bin es! Ich bin der Herr und Meister über die untote Brut!
Keiner der vier anderen wagte, etwas zu sagen. Die Blicke der Menschen waren starr auf die Hunde fixiert. Eine schreckliche Meute

mit seltsamen Augen, die überhaupt nicht mehr so tot wirkten wie zuvor, sondern von innen durch ein unheimliches Feuer angestrahlt wurden, das schon eine verzehrende Kraft besaß.

Aldo Scirinna hatte von Freunden gesprochen. Dem konnten die anderen nicht zustimmen. Diese untoten Lebewesen würden niemals ihre Freunde werden. Sie waren dazu überhaupt nicht in der Lage. Aus ihren aufgerissenen Mäulern drang kein freudiges Gebell oder ein erwartungsvolles Jaulen, in ihren Augen stand die nackte Gier.

Die Sucht nach Menschen!

Das merkten die vier, und es fiel besonders den beiden Frauen auf, die sich auch innerlich verkrampften und einen Schritt zurückgingen, wobei sie sich schräg hinter die Männer stellten.

Das sah Aldo Scirinna natürlich. Sein Lachen klang scharf, flüsternd und gleichzeitig blechern. »Habt ihr mir nicht geglaubt, ihr vier? Ich habe euch doch gesagt, daß der Satan mit mir ein Einsehen hatte. Schaut, seht euch den Hund an!« Er streckte die Hand aus und zeigte ihnen den kleinen Hund, der aus Lehm und Blut bestand und in dem eine so magische Kraft steckte. »Er hat dafür gesorgt«, flüsterte der Mann scharf. »Er wollte es, und nun hat sich der Erfolg gezeigt. Aus den Toten sind Lebende geworden. Zombie-Hunde, die unter dem Schutz des Zerberus stehen. Mir hat der Teufel die Verantwortung übertragen, mir gab er die Kraft. Ich bin kein Mensch mehr, ich gehöre der Hölle an!«

Das letzte Wort rief er laut, und er zog es dabei auch in die Länge, damit es auch jeder hörte.

»Ich hab's euch gesagt!« flüsterte Che de Laga. »Ich habe es euch gesagt. Wir kommen hier nicht weg. Scirinna dreht durch, der macht uns fertig. Er versucht es wieder…«

»Ja, ich habe die Führung übernommen. Der Teufel gab mir die Kraft, und ich werde euch noch zeigen, zu was ich fähig bin. Ihr habt nicht auf mich gehört, verdammt! Das werdet ihr büßen. Zweifler kann ich nicht gebrauchen.«

Als er diese Worte sprach, bewegten sich die Hunde, so daß die vier Menschen das Gefühl hatten, als würden sie nicken.

Noch taten die Tiere nichts. Sie starrten die Menschen nur an, doch wer in den Augen las, der wußte genau, daß ihr Schicksal besiegelt war.

Scirinna nahm auf nichts Rücksicht. Er war besessen, eine andere Kraft hielt ihn fest und leitete ihn.

»Sind sie nicht schön, diese herrlichen Tiere?« hauchte er. »Sind sie nicht prächtig geworden. Erst tot, jetzt leben sie. Das ist einmalig, das ist ein Phänomen.«

»Nein!« widersprach de Laga und streckte einen Arm aus. »Deine Hunde leben nicht. Das ist ein Leben ohne Seele. Auch ein Tier besitzt

eine Seele. Diese hier nicht. Die sind grauenhaft. Es sind Bestien, Mörder, was weiß ich noch alles. Aber sie leben nicht. Das kannst du uns nicht erzählen, Aldo. Trenne dich von ihnen, schick sie weg oder zur Hölle. Das ist mir egal. Wir machen nicht mehr mit. Wenigstens ich nicht.«

»So, du stellst dich also gegen mich?«

»Ja, das tue ich.«

»Wie nett.« Seidenweich kam die Antwort. »Und ihr, meine anderen Freunde? Marion, wie ist es mit dir? Wolltest du den Satan nicht freudig empfangen? Und du, kleine Else. Weg von Nadel und Spritze, dafür hin zum Teufel! Ist das nicht deine Devise gewesen? Auch bei dir, Vince Morgan, gab es triftige Gründe. Du wolltest doch mal groß rauskommen. Das kannst du, vertraue uns…«

»Nein, Aldo, nein. So etwas kannst du nicht verlangen. Wir haben nicht gewußt, daß du…«

Scirinna verzog erstaunt sein Gesicht. »Nicht gewußt? Wirklich nicht gewußt? Das darf doch nicht sein. Das ist doch Wahnsinn. Natürlich habt ihr es gewußt. Ihr wußtet genau, auf was ihr euch da eingelassen habt, verdammt.«

»Nein!«

»Doch!« Die Augen des Mannes rollten. Es war ihm anzumerken, welch eine Kraft in ihm tobte. Das Höllenfieber hielt ihn gepackt. Sein Mund arbeitete. Er öffnete und schloß sich, und über seine Lippen drangen dumpfe Laute. »Eine letzte Frage stelle ich an euch. Wollt ihr weiter auf meiner Seite stehen?«

Er bekam keine Antwort, und das reichte ihm. Jede menschliche Regung war Scirinna fremd geworden. »Gut, dann habt ihr es euch selbst zuzuschreiben. Es stimmt, meine Hunde reagieren ähnlich wie menschliche Zombies. Sie brauchen Opfer. Und ihr seid da!«

Jeder hörte die Worte, doch niemand glaubte so recht daran. Das konnte Aldo doch nicht machen. Das war…

Ein fürchterliches Knurren unterbrach ihre Gedanken. Che de Laga erfaßte es zuerst. Noch war kein Hund gesprungen, als er sich zurückwarf und die Frauen mit sich riß.

Nur Vince Morgan blieb stehen. Durch eine geschickte Bewegung kantete er das Schnellfeuergewehr hoch und richtete die Mündung auf die Hunde.

Die sieben hatten sich geduckt. Ihre Körper zitterten, noch sprangen sie nicht und schauten zu, wie Vince Morgan mit dem Gewehrlauf einen Halbkreis beschrieb, wobei die Mündung auf einen der Hunde immer zeigte.

»Du willst schießen?« fragte Scirinna flüsternd.

»Ja, ich werde abdrücken. Hätte ich die Kanone sonst in die Hand genommen?«

»Nein, das sicherlich nicht. Ganz bestimmt nicht.« Aldo Scirinna begann zu lachen. »Aber damit unterschreibst du dein Todesurteil und auch das der anderen.«

»Ich glaube es nicht. Und zur Not habe ich noch eine Kugel für dich, Bastard!«

»Hör doch auf zu reden!« keifte de Laga. »Verdammt, halt deinen Mund. Du redest dich um Kopf und Kragen, du…«

»Laß ihn, den Lebensmüden!« Scirinna gab die Antwort. Kurz danach schnackte er mit den Fingern.

Das Zeichen für die Hunde.

Nur einer sprang. Er war der Schäferhund. Ein Tier mit schmutzigem Fell, das an einigen Stellen aufgerissen war, so daß die Narben auf der Haut in einem dunklen Rot schimmerten.

Vince drückte ab. Er hatte den Umgang mit einem Gewehr verlernt.

Der Rückstoß brachte ihn aus dem Konzept.

Dennoch traf er.

Die Kugel hieb in den Körper des untoten Schäferhundes. Sie besaß die Wirkung eines Keulenschlags. Der Hund wurde gestoppt, fiel auf die Seite, und Vince Morgan rechnete mit einer sprudelnden Blutfontäne, die aus dem Körper strömen würde.

Das war nicht so. Der Hund überrollte sich einmal und kam wieder auf die Beine.

Scirinna lachte. Er wollte sich ausschütten vor Freude, während er in die entsetzten Gesichter seiner ehemaligen Freunde schaute. Plötzlich stoppte sein Gelächter. »Ihr Narren!« brüllte er. »Ihr verdammte Narren, das sind Zombie-Hunde. Untote. Glaubt ihr im Ernst, sie wären mit einer einfachen Kugel zu töten…?«

Es waren harte Worte, die Scirinna seinen ehemaligen Freunden entgegenschleuderte, aber sie entsprachen den Tatsachen, denn die vier hatten den Beweis bekommen, als sich der Hund vom Boden erhob.

Er knurrte.

Es war ein Geräusch, das den Menschen durch Mark und Bein ging und ihnen entgegenwehte wie eine finstere Todesdrohung. Sie wußten genau, daß sie durch Morgans Schuß sich alle Chancen verscherzt hatten, und sie erlebten in den nächsten Sekunden den Befehl zum Angriff.

»Holt ihn euch!« schrie er. »Holt den verdammten Heuchler, der euch töten wollte!«

Im Kreuzfeuer der Zombie-Hunde stand Vince Morgan. Er hatte den Befehl zwar gehört, doch er verarbeitete ihn nicht richtig, weil er nach wie vor darüber nachdachte, wie es möglich sein konnte, daß der Hund noch lebte, obwohl er von der Kugel getroffen worden war.

Zur Flucht war es zu spät.

Zwar hörte er noch die schreienden Stimmen seiner anderen Freunde, da erschienen vor ihm bereits die Schatten.

Sie waren zu viert.

Er hörte ihr Knurren, das Fauchen und spürte die hämmernden Schläge der Pfoten gegen seinen Körper. Zwar stemmte sich Vince Morgan noch nach vorn, das half ihm nichts. Die Kraft der springenden Hunde war größer. Sie riß ihn von den Beinen.

Vince krachte auf den Rücken. Die weiche Unterlage dämpfte seinen Fall. Vom Inselufer her vernahm er die Schreie seiner Freunde. Sie wollten ihm helfen, nur traute sich niemand an die Meute heran, die bereits auf dem Körper des Mannes hockte.

Vier hatten ihn angegriffen, die anderen drei jagten an ihm vorbei und zielten auf Che, Marion und Else.

Ob und wie sie sich wehrten, das bekam Vince nicht mit. Er sah nur die Hundekörper, die sich auf ihn stürzten und sich zu einem wirbelnden Kreisel aus Schnauzen, Zähnen, Körpern, Pfoten und Blut vereinigten.

Wieso Blut?

Es war nur eine winzige Sekunde des Nachdenkens, bis Vince einfiel, daß es sein Blut war.

Schon spürte er die Schmerzen!

Scharfe Hundezähne hatten seine Kleidung zerrissen und weiter zugebissen. Verzweifelt versuchte er sich zu wehren. Mit dem Gewehr wollte er zuschlagen, dabei bekam er nicht einmal seine Arme in die Höhe, weil die schweren Leiber auf ihm hockten.

Er hörte das Zuschnappen der Schnauzen, das Klacken der Zähne, ein Reißen von Stoff und einen Schmerz, wie er ihn noch nie zuvor erlebt hatte. Es war der, der ihn auch in den Tod begleitete.

Aldo Scirinna rieb sich die Hände. Aus seiner Kehle drang ein scharfes Lachen. »Idiot«, sagte er. »Du hirnverbrannter Idiot! Das hast du dir selbst zuzuschreiben!« Ruckartig hob er den Kopf und schaute die anderen drei an.

Sie waren noch nicht attackiert worden. Nahe dem Ufer standen sie, mit blassen und bleichen Gesichtern, und sie schauten auf ihren Freund, der noch vor einer Minute gelebt hatte.

Von den drei anderen Hunden war nichts zu sehen. Das Dickicht auf der Insel hatte sie aufgesaugt.

Scirinna kam näher. In seinen Augen lag ein undefinierbarer Ausdruck. Menschliches hatte er nicht mehr an sich. »Na?« fragte er flüsternd. »Habt ihr genau zugeschaut? Habt ihr es gesehen?«

Er bekam keine Antwort.

»Hoffentlich«, flüsterte er weiter. »Hoffentlich habt ihr es gesehen. So ergeht es jedem, der sich gegen mich stellt. Auch euch!«

Che de Laga bewegte sich als erster. Auf der Stelle fuhr er herum und

schrie: »Zum Boot, wir müssen zum Boot!«

In dem Augenblick fegte die erste Sturmbö heran!

Zwei Bote standen uns zur Verfügung. Eines davon besaß nur einen Motor. Und das wollten wir nehmen. Es war an einem primitiven Poller getaut worden. Als Suko an dem Tau zu heftig zerrte, brach der Poller ab.

Bevor das Boot abtreiben konnte, hatte sich Suko abgestoßen und war hineingesprungen.

Wir standen noch auf dem Steg und sahen zu, wie der Inspektor den Motor anwarf. Es war ein Außenborder, passend zu diesem kleinen Kahn, der mit drei Leuten schon fast überladen war, jedenfalls lag er ziemlich tief im Wasser, als Bill und ich hineingesprungen waren.

Wir hörten keinen weiteren Schuß mehr, dafür vernahmen wir von der Insel Stimmen.

Was der Schall an unsere Ohren trug, hörte sich nicht nach einer netten Unterhaltung an, es war das genaue Gegenteil davon. Schreien und Brüllen sowie wütende Befehle.

»Die scheinen Ärger zu kriegen!« rief Bill. Er hatte sich auf die schmale Sitzbank im Heck niedergelassen und die Hände geballt.

Ich schwieg.

Suko fuhr. Geduckt stand er hinter dem Ruder. Er hatte schon Vollgas gegeben, nur besaß der kleine Motor nicht die Pferdestärken, um wie ein Rennboot über das Wasser zu flitzen. Er tat sich sehr schwer, außerdem lag das Boot tief im Wasser.

Bill Conolly behielt die Insel im Auge, während ich mir den Himmel anschaute.

In den letzten Minuten hatte die Dunkelheit noch mehr zugenommen.

Zwar nicht so stark wie in der Nacht, aber es reichte, um nicht mehr allzu viel erkennen zu können, denn auch die vor uns liegende Insel verschwamm allmählich im Dunst.

Ohne es auszusprechen, dachte jeder von uns das gleiche, denn die Gedanken standen uns auf dem Gesicht geschrieben. Wir hatten uns einen verdammt ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht.

Aus der Nähe betrachtet, fiel mir erst einmal auf, wie trübe das Wasser war. Was unter der Oberfläche dahintrieb oder lagerte, waren nicht zu identifizierende Gegenstände. Organische und anorganische, z.B.

Schlamm, Dreck, Tang und Plastik.

Auf der Insel tat sich etwas.

Trotz der schlechten Sichtverhältnisse erkannten wir die Bewegungen der Menschen, wir hörten auch Schreie und sahen die Hunde.

»Verdammt, das ist ja…« Bill sprang so heftig auf, daß das Boot schaukelte und er fast über Bord gekippt wäre.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. »Halt dich ruhig, Junge. Noch ist nichts…«

»Zerberus!« stieß Bill hervor. Diese Bestie war für ihn mittlerweile zu einem Trauma geworden.

»Siehst du ihn?«

»Nein, nicht!«

»Na bitte.«

»Verflixt, John, der hält sich bestimmt dort versteckt. Vielleicht sind die anderen Köter seine Diener. Wenn wir doch nur schneller wären.«

Das wurden wir nicht, eher langsamer, denn den über das Wasser fegenden Windstoß bekamen wir voll mit.

Es war ein kurzes heulendes Geräusch. Das Boot samt Inhalt wurde gepackt, plötzlich waren Wellen da, die gegen die Bordwände rollten und zum Teil überkamen.

Das kleine Boot schüttelte sich, als hätte es einen Schlag bekommen, und wir beide im Heck hörten selbst den so besonnenen Suko wild fluchen. Wir erwarteten den zweiten Windstoß, der ließ sich Zeit, dafür wurde es merklich kühler.

Ich schaute noch einmal zum Himmel. Zwischen den grauen Wolken leuchtete ein fahler, gelber, unheimlich wirkender Schein. Völlig unnatürlich. Da oben brauten sich Elemente zusammen, um eine schreckliche Rache nehmen zu können.

So wie der Himmel jetzt aussah, schien ihn der Teufel persönlich geschaffen zu haben, um mit den Elementen zu spielen. Eine trügerische Ruhe umgab uns, und plötzlich sah ich den ersten Blitz. Er fuhr nicht von oben nach unten, sondern quer durch die dunkle Wolkenwand, riß sie an einigen Stellen mit mörderischer Kraft auseinander, bevor ein Donnerschlag folgte, der die Erde so schwer erschütterte, als wollte er sie aus den Angeln reißen.

Wir erschraken heftig, duckten uns und wußten genau, daß es mit der Ruhe endgültig vorbei war.

Der Sturm folgte.

Er nahm einen regelrechten Anlauf. Anders konnte ich mir das in der Ferne aufklingende Heulen und Pfeifen nicht erklären, das schließlich in ein gewaltiges Brausen mündete.

Diesmal war es nicht nur eine Warnung, die heranbrauste, nein, wir würden in der Hölle eines gewaltigen Gewitters landen, und der See würde zu einem teuflischen Kreisel werden, der uns auch wie ein gewaltiges Maul verschlingen konnte.

»Haltet euch verdammt gut fest!« brüllte Suko noch, bevor ihm die weiteren Worte vom Mund gerissen wurden.

Und es kam über uns.

Brausend, heulend und pfeifend. Noch regnete es nicht, wir wurden trotzdem naß, denn der Wind fegte über die Fläche des Sees und

machte aus ihm einen überschäumenden, kochenden Whirlpool.

Man hat kleine Boote oft genug mit einer Nußschale verglichen. In diesem Fall traf es zu.

Die Wellen kamen von allen Seiten. Das Boot war einfach nicht mehr zu steuern, trotz Motor schaffte es Suko nicht mehr den exakten Kurs zu halten.

Die Wellen hieben wie Hammerschläge gegen die Bordwand, schüttelten das Boot durch, ließen es tanzen.

Bill und ich konnten überhaupt nichts tun. Wir hockten am Heck und klammerten uns fest. Längst waren wir naß. Grünlicher Schaum floß über und übergoß uns wie eine Dusche.

Am Himmel spielten sich gewaltige Szenen ab. Der Wind jagte die Wolken. Er trieb sie zusammen, riß sie auseinander und eiferte mit den fahlgelben Blitzen um die Wette, die ein wie von Künstlerhand geschaffenes Muster in das düstere Grau zeichneten.

Auf der Insel mußte ebenfalls eine Hölle toben. Hin und wieder gelang es uns, einen Blick dorthin zu werfen. Nahe des Ufers sahen wir Gestalten, auch ein Boot, dann wiederum nahmen uns Wellen die Sicht, wenn unsere Nußschale in ein Wellental rutschte.

Suko drehte sich um. Auch sein Gesicht war naß. Die Kleidung knatterte. Windstöße hieben dagegen. Er schrie uns etwas zu, von dem wir nur mehr die Hälfte verstanden.

»Versuche es…«

Wir kämpften uns voran. Zwar waren wir etwas abgetrieben worden, den allgemeinen Kurs hielten wir bei, und der führte nun mal zur Insel in der Seemitte.

So schlecht sah es trotz der widrigen Umstände nicht aus.

Wieder krachte ein mörderischer Donnerschlag. Ein peitschender Knall jagte irgendwo in die Ferne, zwei Blitze waren plötzlich zu sehen, und einer schlug sogar in die See.

Das war gefährlich. Wenn uns ein Blitz traf, konnten wir elendig verschmoren.

Doch nicht der Blitz erwischte uns, es war ein anderes Unheil, auf das wir überhaupt nicht geachtet hatten, weil das Tosen der Elemente all unsere Konzentration in Anspruch nahm.

Etwas schlug gegen die Bordwand an der Backbordseite. Ich hatte mit Treibgut gerechnet, bis ich eines Besseren belehrt wurde, als das Boot von einer Welle hochschaukelte.

Da sah ich den Körper.

Es war ein Hund!

Schwarz, naß und glänzend das Fell. Weit aufgerissen das Maul. Hell die spitzen Zähne, und die reine Mordlust leuchtete in den kleinen, tückischen Augen…

***

Es war ein Windstoß, mit dem die drei zwar gerechnet, ihn aber nicht so früh erwartet hätten. Die Bö packte sie voll. Sie hatten das Gefühl, von Urgewalten ergriffen und durcheinandergeschüttelt zu werden, denn Else, Che und Marion taumelten in zwei verschiedene Richtungen davon. Das Hemd der schmalen Else blähte sich dabei wie ein Ballon auf, als sie in ein sperriges Gebüsch gedrückt wurde, die Arme ausbreitete und sich noch abfangen konnte.

Sie sah die beiden anderen, die ebenfalls Schwierigkeiten hatten, sich so auf den Beinen zu halten, wie sie wollten. Der Sturm blies Else ins Gesicht. Sie mußten sich dagegen anstemmen und ihre Körper vordrücken, um überhaupt von der Stelle zu kommen.

Das gelang ihr nicht.

Etwas hielt sie fest.

Else begann zu schreien. Ihr Gesicht verzerrte sich in wilder Panik. Sie glaubte daran, daß sich ihre Khaki-Bluse in dem Busch verfangen hatte und wurde eines Besseren belehrt, denn hinter sich vernahm sie das bösartige Knurren des Hundes.

Da wußte sie Bescheid!

»Cheeeee…!« Sie brüllte in wilder Panik den Namen des Freundes, und Che de Laga, der schon zum Boot hatte laufen wollen, drehte sich um, sah Else verzweifelt kämpfen und mit den Armen rudern. Hinter ihr bewegten sich die Zweige. Nicht allein durch den Wind, denn der gefährliche Hund erschien. Mit seinem kräftigen Gebiß hatte er sich innerhalb des Kleiderstoffes festgebissen und dachte nicht daran, das Kleid loszulassen, obwohl Else so hart zog.

Che gab Marion ein Zeichen und startete. Ihn packte der Wind von den Seiten, er stemmte sich dagegen an, duckte sich auch und erreichte die junge Frau. Mit beiden Händen griff er zu. Er schlug die Finger in ihre Schultern und riß sie zu sich heran.

Trotz des Sturms hörte er, wie der Stoff in Fetzen gerissen wurde.

Lieber eine zerrissene Bluse, als ein zerstörtes Leben. Er packte das Mädchen, stemmte sich gegen den Wind und kämpfte sich mit ihr bis zum Boot vor.

Erste Blitze zuckten über den Himmel. Peitschender Donner folgte, bevor die Ferne ihn verschluckte. Die drei Flüchtlinge hatten dafür keinen Blick. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Marion stand bereits auf dem Steg. Er führte auf den See hinaus, dessen Wasser von den Sturmböen aufgewühlt war und zu Wellen hochtürmt wurde, die auch über den alten Holzsteg liefen und das Material glitschig machten.

Hinzu kam der Wind.

Er packte die Körper, rüttelte an ihnen, als wollte er sie für alle Zeiten in das Wasser schleudern.

Noch gaben die drei nicht auf. Che hielt Else nach wie vor

umklammert. Er zog sie mit, während er Marion zubrüllte, in das Boot zu steigen. Sie nickte heftig, drehte sich um - und gab nicht acht.

Ein Windstoß ergriff sie. Dabei trat sie zur Seite und geriet mit dem Absatz auf eine glitschige Bohle. Wie eine Puppe fiel sie zur Seite. Vor den entsetzten Augen der beiden anderen verschwand sie im Schilf und den ans Ufer rollenden schaumigen Wellen.

Che de Laga brüllte ein wütendes »Verdammt!«, während er Else losließ, sich auf Hände und Füße fallen ließ, und zu der Stelle hinkroch, wo Marion verschwunden war. Wenn er sich nicht aufrecht bewegte, setzte er dem Orkan weniger Widerstand entgegen.

Trotz des bösartigen Heulen und Pfeifens, trotz der wütend klingenden Donnerschläge und der fahl aufflammenden Blitze war noch das gellende Lachen zu vernehmen, das Scirinna ausstieß. Er freute sich und nahm das Unwetter als einen höllischen Willkommensgruß entgegen.

Marion tauchte wieder auf. Ihr Gesicht war verzerrt und mit grünlichem Schlamm bedeckt. Sie schnappte ein paarmal heftig nach Luft, spie und keuchte, bevor Che ihre langen Haare griff, sie hochzog und erst dann nach ihrem Arm faßte.

Die Wellen rollten heran. Sie überspülten den Steg, wo Else weitergekrochen war und sich allmählich dem rettenden Boot näherte.

Noch war kein Regen gefallen, aber das Wasser des Sees, das überkam, reichte auch so.

Als es Che endlich gelungen war, Marion auf den Steg zu zerren, hatte Else das Boot erreicht. Sie ließ sich hineinfallen, blieb kniend in dem schaukelnden Schiff und winkte den beiden anderen mit einer Hand heftig zu.

Niemand von ihnen bemerkte, daß sich vier Hunde von den anderen dreien abgesondert hatten und an den Stellen die Insel verließen, die von den Flüchtlingen nicht einsehbar waren. Die Menschen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Che wunderte sich selbst, daß er und Marion es schafften, das Boot zu erreichen.

»Das Tau los!« brüllte er.

Da keine der Frauen reagierte, nahm er die Sache selbst in die Hand.

Als ein Blitz die graue Dämmerung erhellte, hatte er es geschafft. Sofort wurde das Boot von den Wellen gepackt und in den Schilfgürtel hineingedrückt.

»Da kommen wir nicht raus!« schrie Marion voller Angst und rang beide Hände.

»Und ob wir da rauskommen!« keuchte Che de Laga, wobei er bereits zum Heck kroch und den Motor anstellte.

Drei Hunde befanden sich noch auf der Insel. Sie bekamen von Scirinna ein akustisches Signal. »Holt sie euch, die verdammten

Ignoranten, die die Hölle nicht anerkennen wollen!«
Die Bestien gehorchten aufs Wort. So etwas brauchte man ihnen nicht zweimal zu sagen. Mit gewaltigen Sprüngen starteten sie.
Der Motor sprang an. Er war von der letzten Fahrt noch warm, und in das Knattern hinein gellte Marions Stimme. »Da kommen noch Menschen. Ich habe ein Boot gesehen!«
War es Hilfe und Verstärkung? Che wußte es nicht. Er ließ sich leider ablenken, so daß es einem der Hunde gelang, erst auf den Steg und in das Boot zu springen.
»Daaa!« Else begann zu kreischen und duckte sich zusammen. Fast hätte der Hund das anfahrende Boot noch verfehlt, so aber landete er mit einem wuchtigen Schlag auf dem Deck, und die Planken begannen zu zittern.
Che fuhr herum. Er wußte, daß es um ihr nacktes Leben ging.
Rücksicht konnte er sich nicht erlauben. Mit dem Gewehr drosch er zu.
Es war ein harter Schlag, der den Kopf des Zombie-Hundes traf.
Die Wucht hob die Bestie ein Stück hoch und schleuderte sie über die Bordwand.
Che fiel auf die Knie. Er sah den nächsten Hund und feuerte.
Die Kugel fegte in den geöffneten Rachen, und der Stoß schleuderte das Tier ins Wasser.
»Fahrt doch!« Ches Stimme kippte fast über. »Verdammt, wir müssen hier weg!«
Donner und Blitze, das Knattern des Motors, das Peitschen der Wellen. Sie befanden sich inmitten eines Infernos, das von einem dunkelgrauen Himmel bedeckt wurde, auf dem sich schaurige Szenen abspielten.
Als Che de Laga sah, daß die Frauen nicht mit dem Lenken zurechtkamen, nahm er die Sache selbst in die Hand. Für einen Moment hatten sie Luft, und der junge Mann schaffte es, das Boot aus dem unmittelbaren Schilfgürtel zu bringen.
Die heranrollenden Wellen wurden von dem Bug gebrochen. Sie gischteten über, das machte ihnen nichts, sie wollten nur so rasch wie möglich das Ufer erreichen und fliehen.
Dieses Boot besaß einen kräftigen Motor. Er schob es durch die Wellen, und so näherten sich die drei Flüchtlinge immer mehr dem zweiten Kahn.
Was dort geschah, bekamen sie nicht mit, weil beide Boote einfach zu stark tanzten und den Menschen oft genug die Sicht aufeinander nahmen.
Keiner der drei glaubte daran, daß Scirinna Verstärkung bekommen würde.
Che de Laga drehte sich kurz um. Die beiden Frauen knieten,

klammerten sich fest und schluchzten. Ihre Gesichter waren verzerrt, und auch der Mann fühlte die kalte Angst wie unsichtbare Würgeklauen an seiner Kehle. Er atmete scharf und keuchend, aber er wollte auf keinen Fall aufgeben. Jetzt nicht mehr.

Wieder spaltete ein Blitz die gewaltige Wolkenbank. Für eine winzige Zeitspanne zuckte eine fahle Helligkeit über den aufgewühlten See. Che sah die kurzen, heftigen Wellen, er erkannte die Schaumkämme, aber sah auch noch mehr.

Die auf den Wellen tanzenden Köpfe der Hunde!

Und das dicht bei ihrem Boot.

Für einen Moment wollte sein Herzschlag aussetzen. Sein Optimismus zerbrach, und er wußte, daß ihre Fluchtchance weiter sank.

Diese verdammten Bestien konnten schwimmen. Und nicht nur das.

Sie nutzten geschickt das Schlagen der Wellen aus und ließen sich an das Boot herantreiben.

Es war nur mehr eine Frage der Zeit, wenn sie es enterten.

Und das geschah. Plötzlich huschten zwei Körper aus dem Wasser.

Pfoten schlugen gegen die schmale Bordwand. Die Kraft drückte das Boot zur Seite, Wellen liefen über, und Che konnte nicht länger am Ruder bleiben, er mußte herum.

Dabei schnappte er sein Gewehr.

Die Schreie der Frauen warnten ihn. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Che stellte sich den Bestien, während das Boot führerlos über den sturmgepeitschten See trieb…

***

Der Hund hätte mich voll erwischt, wenn es mir nicht gelungen wäre, meine Fäuste vorzustoßen. So traf ich mit beiden Händen die Brust des Tieres und räumte es zur Seite.

Er klatschte auf die Bordwand, bekam Übergewicht und verschwand im kochenden Wasser.

Auch Bill hatte den Vorgang mitbekommen. »Wo einer ist, gibt es bestimmt noch mehr!« schrie er.

Da war ich seiner Meinung.

»Hast du den Blick gesehen, John?«

»Nein.«

»Ich aber.« Bill nickte heftig. »So schauen Zombies, John.«

»Meinst du, daß wir es hier mit Zombie-Hunden zu tun haben?«

»Ich gehe davon aus.«

Wenn Bill das sagte, wollte ich es glauben. Sollte es tatsächlich der Fall sein, mußten wir mit den geweihten Silberkugeln gegen diese Bestien angehen.

»Achtung, John!« Ich hörte Sukos Stimme. »Da ist ein zweites Boot.

Es kommt von der Insel.«
»Und die Hunde?«
»Sind auch da. Die greifen dort an!«
Nicht nur das Boot wurde angegriffen, auch wir. Einen hatte ich zurückgestoßen, der nächste Hund folgte. Wieder ließ er sich geschickt von einer Welle hoch zur Bordwand tragen, da schoß Bill.
Ich sah, wie die Silberkugel einschlug. Der Körper des Hundes zuckte.
Das Maul stand offen, ein schauriger Heulton drang hervor. Ich wußte, daß es ein Todesheulen war.
Der Hund fiel wieder ins Wasser, und wir konnten zuschauen, wie er sich auflöste.
Das Fell wurde vom Wasser weggeschwemmt, so daß wir das bleiche Knochengerüst sahen.
Also doch Zombies!
Bill warf mir einen wilden Blick zu und nickte heftig. »Dahinter steckt der Satan« rief er.
Ich widersprach nicht.
»John!« Suko meldete sich wieder. »Wir kommen näher, aber die anderen drei haben Ärger, Wir müssen zu ihnen und versuchen, sie in unser Boot zu nehmen.«
»Einverstanden!«
»Okay, ich versuche es!«
Es war nicht einfach, in dieser kochenden Hölle aus Wasser, Blitz und Donner einen exakten Kurs zu halten. Immer wieder hieben Wellen gegen die Bordwände, schüttelten uns durch und trieben uns ab.
Der kleine Motor kämpfte hart, aber auch er konnte nicht alles schaffen.
So rollten und stampften wir weiter. Einmal in ein Wellental, dann wieder, während wir versuchten, die Wasserfläche abzusuchen und nach unseren Gegnern Ausschau zu halten.
Hin und wieder tauchte ein Hundekopf auf. Zu schnell aber, um ihn mit einer Kugel treffen zu können. Wir waren jetzt so nahe an die Insel herangekommen, daß wir trotz der Düsternis einiges von dem erkennen konnten, was sich auf dem Eiland abspielte.
Der Wind peitschte auch über die Insel hinweg. Er fuhr in das hoch wachsende Sumpfgras und bog es so weit um, daß die Spitzen fast den Boden berührten. Auch die biegsamen Zweige der Buschruten bogen sich und peitschten wieder zurück. Die Wellen rollten ans Ufer, und gleichzeitig überschwemmten sie auch den von der Insel abführenden Steg. An seinem Ende sah ich die Gestalt!
Es war ein hochgewachsener dunkelhaariger Mann, den ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Mir kam er vor wie eine Gestalt innerhalb eines Schattenspiels. Immer dann, wenn ein Blitz die Insel in seine unnatürliche Helligkeit tauchte, war er besser zu sehen, um

einen Moment später, wenn der Blitz verlöscht war, in die Dunkelheit einzutauchen.

Ich hielt dabei den Atem an, und ich wußte, daß ich dort auf der Insel den Initiator dieses Höllenspiels vor mir sah.

Wir mußten unbedingt hin.

Aber vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. In diesem Fall war es der Sturm und das wirbelnde, kochende Wasser. Zusammen beeinträchtigte beides unseren Kurs.

Und natürlich die Hunde!

Einen hatten wir erledigt. Wie viele sich noch herumtrieben, konnte ich nicht sagen, aber ich erkannte, daß zwei dieser Bestien das andere Schiff geentert hatten.

Dort kämpften zwei Frauen und ein Mann um ihr Leben. Wir waren noch zu weit entfernt, um eingreifen zu können. Das Risiko eines sicheren Schusses war ebenfalls zu groß, und außerdem sah ich wieder eine Hundeschnauze an unserer Bordwand auftauchen.

Sofort zog ich die Beretta.

Mein Schuß ging im hellen Peitschen eines Donnerschlags unter. Die geweihte Silberkugel verschwand im weit aufgerissenen Rachen des Tiers und beendete das untote Leben.

Im nächsten Augenblick hatten wir Glück, denn eine hohe und gleichzeitig lange Welle trug uns so weit vor, daß wir fast schon das in den See stechende Ende des Stegs berührten. Die Chance, ihn zu erreichen, war noch nie so günstig.

»Schafft ihr die Hunde?« schrie ich Bill zu.

Der fuhr geduckt herum.

Für mich war es ein Zeichen.

Bevor Bill etwas hinzufügen konnte, katapultierte ich mich über die schmale Bordwand. Für einen Moment bekam ich Furcht, hörte auch noch Bills Schrei und tauchte in das schaumige, grüne Wasser, das wie mit gierigen Händen über mir zusammenschlug.

Dann drückten mich die Wellen dem Grund entgegen. Einem Grund, der aufgewühlt worden war, denn ich spürte in meinem Gesicht die langen Tangarme und den Schlamm, der als glitschige Masse über meine Haut fuhr und sich zwischen die Finger setzte.

Mit heftigen Schwimmbewegungen brachte ich mich voran. Mir gelang es auch, aufzutauchen. Ich riß weit den Mund auf, atmete tief, keuchte, spie und hustete, bevor die nächste Welle kam, mich packte und weitertrieb.

Wie es meinen Freunden auf dem Boot erging, hatte ich nicht erkennen können. Ich streckte meinen Körper und kam wieder hoch.

Etwas tanzte dicht vor meinen Augen.

Das Ende des Stegs.

Da hatte ich wirklich Glück im Unglück gehabt. Sofort packte ich zu,

doch meine Hand rutschte an dem glitschigen Holz ab. Zudem geriet ich in einen Strudel, der mich wieder wegzerrte.

Ich mußte von vorn beginnen.

Diesmal unter Schwierigkeiten, denn plötzlich war auch einer der Hunde da. Eine kleine Bestie, nicht ganz so groß wie ein Schäferhund, aber wild und gefährlich.

Die Mordlust stand in den Augen des Tieres, das sofort meine Kehle durchbeißen wollte.

Das Maul schnappte ins Leere, da uns eine Welle wieder trennte und ich nicht achtgab, so daß ich unter den Steg gedrückt wurde, jedoch weichen, tiefen Grund unter meinen Füßen spürte. Nur ein paar Yards weiter begann der Schilfvorhang, den ich erst durchqueren mußte, um mein Ziel zu erreichen.

Der Hund folgte mir, während ich mich voranquälte und zusah, daß ich den Kopf über Wasser behielt.

Dann fiel ich doch. Rücklings krachte ich in das harte Schilf, hörte es knacken und brechen, versank fast bis zu den Schienbeinen im Schlamm und wurde von einer auslaufenden Welle fast überschwemmt, während nach wie vor der Donner über den Himmel grollte und die Blitze ihre zackigen Speere durch die Finsternis schleuderten.

Mit der linken Hand krallte ich mich am Rand des Stegs fest. Den Arm hatte ich angehoben, den rechten brauchte ich für die Waffe.

Zum Glück schoß die Beretta auch, wenn sie naß geworden war. Das bewies sie im nächsten Augenblick, als der Hund erschien.

Ich konnte ihn nicht verfehlen. Eine Welle hatte ihn in meine Richtung gedrückt.

Vor mir sprühte die grünliche Gischt. Dahinter sah ich die Schnauze, und meine Silberkugel traf.

Wahrscheinlich hatte ich den Schädel erwischt. Jedenfalls war von ihm nichts mehr zu sehen. Die Wellen drückten den Hund nach unten, sie würden den sich auflösenden Kadaver auch wieder wegtreiben.

Hatte ich Ruhe?

Für die nächsten Sekunden ja, so daß es mir gelang, mich durch den sperrigen Schilfwald zu wühlen und endlich das Land zu erreichen. Daß man mich gesehen hatte, war mir klar. Darauf konnte ich auch keinerlei Rücksicht nehmen, und so taumelte ich an Land.

Klatschnaß, frierend, aber von einem innerlichen Feuer erfüllt, denn ich wollte die Person stellen, die ich vom Boot aus gesehen hatte. Meine Kleidung war von einem grünlichen Schleim bedeckt. Das Zeug, das der Sturm vom Grund aufgewühlt hatte.

Wo steckte der andere?

Ich wischte mir das Wasser aus dem Gesicht, mein Blick klärte sich, und ich schaute nach vorn.

Er war verschwunden.
Dafür trat das ein, womit ich schon lange gerechnet hatte. Es begann zu regnen, und es schüttete dabei wie aus Eimern.
Ich aber machte mich auf den Weg, um einen Mann zu suchen, dessen Namen ich nicht einmal kannte, wobei ich zusätzlich hoffte, auch auf Zerberus, den Höllenhund zu treffen…

***

Für die drei im Boot hockenden Menschen war es grauenhaft. Ihr Kahn trieb steuerlos über das Wasser. Sie waren gezwungen, sich um die gefährlichen Killerhunde zu kümmern, und das andere Boot, dessen Insassen ihnen eventuell hätte Hilfe bringen können, war einfach zu weit entfernt, als daß von ihm Unterstützung zu erwarten gewesen wäre.
Che de Laga wuchs in den nächsten Sekunden über sich selbst hinaus.
Er wußte genau, daß er an dieser Aufgabe auch verzichten konnte, aber es gab keinen anderen Weg für ihn.
»Weg da!« schrie er den beiden Frauen zu. »Aus dem Weg, ich muß schießen, verdammt!«
Die Mädchen taten das einzig richtige, wobei Else die besseren Nerven zeigte. Sie warf sich zu Boden und zog Marion Ross gleich mit. So preßten sie sich auf die nassen Planken, drückten ihre Handflächen gegen das Holz und gaben durch diese Haltung dem Mann am Bug freies Schußfeld.
Das brauchte er auch.
Er schoß.
Es war ein Schnellfeuergewehr, und Che hatte die Waffe auf Dauerfeuer gestellt. Dabei kniete er, hielt das Gewehr hart umklammert.
Sein Gesicht war verzerrt, in seinen Augen leuchtete es, und sein wilder Optimismus bekam im nächsten Augenblick einen Dämpfer, weil das führerlose Boot zu einem Spielball der Wellen wurde.
Sie rollten heran, packten es, schleuderten es zur Seite, es stellte sich hoch, drehte sich noch, und die knatternde Garbe aus der Waffe wischte über die Köpfe der beiden im Boot lauernden Bestien hinweg.
Vor Wut schrie der Mann auf. Damit hatte er nicht gerechnet. Auch die Hunde mußten den Unbillen der Weilen Tribut zollen. Sie schafften es nicht, sich in eine genaue Sprunghaltung zu stellen, denn durch das tanzende Boot wurden sie immer von einer Seite zur anderen geschleudert, so daß sie wie Kegelfiguren über die nassen Planken rutschten.
Che war gegen die Backbordwand gefallen. Dort stützte er sich für einen Moment ab, während eine Welle gegen den Kahn rollte und wie

eine Riesendusche Spritzwasser über die Wand jagte.
Wieder schoß er.
Diesmal erzielte er Treffer.
Die Kugeln hieben in das nasse, glänzende Fell eines Hundekörpers.
Sie schüttelten ihn durch, rissen Wunden, aus denen eine dunkle Flüssigkeit rann. Der Hund brach zusammen.
Che lachte wild auf. Von diesem Erfolg beflügelt, drückte er die Mündung der Waffe zur Seite, feuerte abermals und schaffte auch die zweite Bestie.
Bei ihr traf er den Bauch.
Dann mußte er mit Schrecken feststellen, daß die Tiere auf diese Art und Weise nicht umzubringen waren, denn der erste Hund, der von der Garbe erwischt worden war, kam wieder auf die Füße.
Er schüttelte sich, knurrte und schaute aus gelblich schimmernden Augen die beiden auf den Planken liegenden Frauen an.
Che de Laga war klar, was die Bestien wollten. Wie konnte er es verhindern?
Zunächst einmal sorgte eine Welle dafür. Sie rollte so schwer und wuchtig heran, daß sie das Boot fast um die eigene Achse schleuderte und sich diese Kraft auch auf Mensch und Tier übertrug.
Nicht allein Che kippte, die Hunde ebenfalls. Einer hatte sich schon im Sprung befunden und wuchtete gegen die Bordwand. An einer Stelle, die sich zwischen Che und den Frauen befand. Ungefähr in der Mitte.
Der Hund konnte beide mit einem Sprung erreichen.
Marion drehte durch.
Ihre Nerven machten einfach nicht mehr mit, und sie begann gellend zu schreien, denn sie sah auch die Bestien in ihrer Nähe. Dabei schüttelte sie den Kopf, die langen Haare flogen, und im selben Augenblick öffnete der Himmel seine Schleusen.
Es war ein Gewitterregen, wie man ihn sich schlimmer nicht vorstellen konnte. Die Natur schlug voll zurück. Im Nu bildeten See, Himmel und Landschaft eine einzige graue Fläche, in der Konturen nicht mehr auszumachen waren und alles verschwamm.
Die Hunde hatten sich wieder gefangen. Obwohl das Boot schaukelte und schwankte, schafften sie es, sich besser auf ihren vier Beinen zu halten. Das wußte auch Che de Laga.
Er mußte etwas tun.
Es war schon Todesmut, mit dem er sich auf die Hunde stürzte. Dabei wollte er nicht mehr schießen. Kugeln abzufeuern, hatte keinen Sinn.
Jetzt benutzte er das Gewehr als Keule.
Und er drosch zu.
Schreie drangen aus seiner Kehle, als er den Kolben nach unten rasen ließ.

Er traf einen Hundekörper, mit einem weiteren Rundschlag den zweiten und war eingehüllt von den aus dem Himmel fallenden Wassermassen und umtost von Blitz und Donner.

Die Hunde waren stärker. Zudem griffen sie jetzt gemeinsam an. Ihnen beiden konnte auch Che de Laga nicht widerstehen. Dem ersten Hund gelang es, seine scharfen Reißzähne in das Holz des Kolbens zu schlagen. So sehr Che auch zog, der Hund hielt eisern fest. Er zog sogar noch daran. Dieser heftige Ruck und das verrückte und unberechenbare Spiel der Wellen riß Che aus dem Gleichgewicht.

Er fiel.

Nicht nur er schrie, auch die beiden Frauen, denn die drei wußten, daß sie nun verloren waren.

Da bekam das Boot plötzlich einen gewaltigen Schlag!

***

»John ist verrückt!« brüllte Bill, als er sah, wie sein Freund in den Fluten verschwand. Der Reporter verstand die Welt nicht mehr. Es war der reine Wahnsinn, aber er hatte Methode, denn auch Bill sah die Gestalt auf der Insel, als er einen Blick hinüberwarf.

Dann war sie verschwunden, aufgesaugt von den dichten Regenschleiern, die aus den Wolken brachen.

Suko kümmerte sich nicht um die Rufe des Reporters. Er hatte genug mit dem Lenken des Bootes zu tun, denn das Unwetter tobte nach wie vor. Ein Ende war nicht abzusehen. Über dem kleinen See hatte es sich zusammengeballt.

Bill verfolgte seinen Freund. Er sah Johns Kopf hin und wieder aus dem schäumenden Wasser schauen, und der Geisterjäger erreichte auch sein Ziel, den Steg.

Conolly atmete auf.

Daß John von einem Hund angegriffen wurde, bekam er nicht mehr mit, denn er hörte das Knattern der Schüsse.

Auf dem zweiten Boot wehrte sich ein Mann verzweifelt gegen die beiden Hunde, und er versuchte auch, die Frauen zu retten, die flach auf dem Boden lagen.

Mit normalen Kugeln würde er keine Chance haben, das wußte Bill Conolly genau.

»Wir müssen heran!« brüllte er Suko zu. »Versuche es, das müssen wir einfach packen, sonst sind die Leute verloren!«

Der Inspektor gab keine Antwort, denn das von Bill gewünschte Manöver erforderte all seine Konzentration, und Bill konnte ihm nicht helfen, denn zwei andere Hunde griffen an.

Sie wollten über Bord kommen. Einem gelang es, den zweiten erwischte Bill mit einer Kugel.

Der erste Hund sprang schon. Bevor der Reporter die Waffe

herumreißen konnte, war das Tier da, und Bill blieb nichts anderes übrig, als seinen Fuß hochzureißen.

Der Tritt traf voll.

Er spürte noch den Widerstand, sah, daß die Zähne dicht neben seinem rechten Hosenbein ins Leere bissen, senkte endlich den Arm und drückte ab. Während die Kugel ihr Ziel traf, wurde das Boot von einer Welle herumgerissen, so daß sich Bill nicht mehr halten konnte und schwer auf die Sitzbank am Heck fiel.

Wasser schäumte über, vereinigte sich mit dem Regen, der sprudelnde Bache auf den Blanken gebildet hatte und das Holz so glitschig machte, als wäre es mit Seife beschmiert worden.

»Paß auf!« Das war Sukos Schrei, der Bills Ohren erreichte. Dem Chinesen war es gelungen, das Boot dicht in die Nähe des anderen zu bringen, wo der bärtige Mann am Boden lag und sich verzweifelt gegen die beiden Zombie-Hunde wehrte.

Bill mußte springen.

Er tat es.

Das geschah in dem Moment, als eine Welle heranrollte und die beiden Boote zusammenbrachte.

Da krachte Bordwand gegen Bordwand, doch Bill Conolly befand sich bereits in der Luft.

Und er landete auf dem zweiten Boot. Leider konnte er es nicht vermeiden, daß er auf eine der Frauen fiel, das spielte keine Rolle, wo es um das blanke Leben ging.

Die Zombie-Hunde waren wie von Sinnen. Sie heulten und knurrten, wo sie das Opfer so dicht vor ihren Augen sahen. In den Augen funkelte die nackte Mordgier, die Schnauzen waren weit geöffnet, sie brauchten nur mehr zuzuschnappen.

Das wollte Bill verhindern.

Mensch und Tier befanden sich zu dicht beisammen. Wenn Bill schoß, hätte er auch den Mann oder eine der Frauen treffen können, deshalb griff er die Zombie-Hunde mit bloßen Fäusten an.

Che de Laga half ihm dabei, er trampelte auch und vergrub seine Füße in den Leib eines Zombie-Hunds. Das Tier wurde Bill entgegengeschleudert, der sofort zugriff und seinen linken Arm um die Kehle der gierigen Bestie spannte.

Er riß den Hund zurück.

Bill fiel dabei selbst auf den Rücken. Ein scharfes Knurren drang an seine Ohren, der Hund wollte sich unbedingt befreien, doch der Reporter ließ nicht los.

Es gelang ihm, den rechten Arm zu heben und anzuwinkeln. Dann preßte er die Mündung der Beretta gegen den Kopf des Hundes.

Das Metall verschwand im nassen, dichten Fell. Der Schuß ging im Tosen der Elemente unter, und der Hundekörper wurde unter Bill

Conollys Griff schlapp.

Der zweite floh. Er sprang dabei nicht ins Wasser, sondern stemmte sich von der schmalen Bordwand ab und versuchte, mit einem gewaltigen Satz das andere Boot zu erreichen, wo Suko am Ruder stand.

Er schaffte es.

Bill hatte sich hingesetzt und wollte seinem Freund eine Warnung zurufen. Suko reagierte bereits. Es erinnerte den Reporter an eine Filmszene, als sich der Inspektor beinahe lässig umwandte, seinen Waffenarm ausstreckte und abdrückte.

Die geweihte Silberkugel stoppte nicht nur die Angriffswut der untoten Bestie, sie beendete auch deren Leben. Das Tier zuckte noch ein paarmal, bevor es auf den Planken liegenblieb.

Für einen Moment schloß Bill die Augen. Bis er die Stimme des jungen Mannes hörte. »Wir haben es geschafft. Verdammt, es ist geschafft. Es gibt keine Bestien mehr. Sieben waren es. Sieben!« Er kam zu Bill, rüttelte ihn an der Schulter und zeigte mit seinen Fingern die Zahl an.

Der Reporter reagierte gelassener. »Ist ja schon gut, mein Junge.« Er schaute in Ches Gesicht, wo der Bart wie ein nasser Fetzen klebte. »Und wer ist auf der Insel?«

»Scirinna!«

»Scirinna?«

»Ja, er hat an allem die Schuld.«

»Auch Zerberus?«

Che de Laga nickte heftig. »Auch er. Wir haben ihn gesehen.« De Laga wischte über seine Stirn. »Verdammt, er wird wieder…«

Bill winkte ab, bevor er aufstand. »Das wollen wir erst einmal sehen.«

Laut brüllte er zu Suko hinüber, was er soeben gehört hatte.

»Kannst du zu mir aufs Boot springen?« schrie der Inspektor gegen den rauschenden Regen an.

»Ich werde es versuchen!«

Suko drehte den Kahn. Während Bill auf eine günstige Absprunggelegenheit wartete, gab er den drei Geretteten Instruktionen.

»Wenn es eben geht, fahrt zum anderen Ufer. Wir kommen nach. Aber wartet dort auf uns.«

»Okay, machen wir.«

Der Reporter sprang. Er hatte einen günstigen Moment erwischt, landete hinter Suko, sackte in die Knie und hielt sich sofort fest, damit er nicht umgeworfen wurde.

»Das war’s!« sagte er.

»Und John?« Suko hatte die Frage gestellt und dabei nach vorn zur Insel geschaut.

Trotz des Regens sahen beide den Widerschein des Feuers.
Bill ballte die Hände. »Verdammt, das ist er. Das ist Zerberus, der Höllenhund!«

***

Ich hatte es endlich geschafft und ging an Land. Durchnäßt, ein wenig erschöpft, aber dennoch froh, es geschafft zu haben. Noch einmal warf ich einen Blick zurück.
Der dichte Regen beeinträchtigte die Sicht stark. Die beiden Boote waren nur mehr als Schatten auszumachen, wobei ich hoffte, daß es Bill und Suko schafften.
Vor mir lag eine schwere Aufgabe. Ich mußte den Initiator des Ganzen stellen und bekam wahrscheinlich noch mit Zerberus Kontakt.
Vielleicht hatte der andere auch die Insel verlassen. Wer konnte das schon sagen?
Das Eiland war bewachsen. Zwar nicht von hohen Bäumen, sondern mit schilfartigem Gras und knorrigem Buschwerk. Der starke Regen, der auf die Insel niederprasselte, verschleierte die Sicht. Ich konnte kaum Unterschiede ausmachen, alles sah irgendwie gleich aus, wie von einem grauen Schleier unterlegt.
Der Boden, sowieso feucht, hatte den Wassermassen nichts entgegenzusetzen und war aufgeweicht. Das Wasser kam mir entgegen.
Es schwemmte braunen Lehm und Gras mit. Normal laufen konnte ich nicht. Jeden Schritt mußte ich vorsichtig setzen, da ich sehr leicht in Gefahr geriet, auf dem nassen Boden auszurutschen.
Mein Gegner hielt sich verborgen. Von der rechten Seite her peitschte mir der Regen ins Gesicht, während sich am Himmel Blitz und Donner noch immer ablösten.
Es war ein richtiges Gruselwetter.
Manchmal, wenn ein Blitz irgendwo in der Nahe zuckte, sah ich die Büsche in seinem unwirklich erscheinenden Licht wie gespenstische Gestalten aus einer fremden Welt, die sich gleichzeitig durch den sie schüttelnden Wind in einem wilden Tanz bogen.
Eine wirklich unheimliche Szenerie.
Wieder fuhr ein Blitz fast waagerecht über die Insel hinweg. Diese Frühjahrsgewitter hatten es ebenso in sich! Im »Blitzlicht« sah ich vor mir die Gestalt.
Sie stand etwas erhöht auf einer kleinen Kuppe und bis zur Brust durch die sperrigen Zweige eines Sumpfbusches verdeckt. Dennoch hatte ich sie entdeckt.
War es mein Gegner?
Sofort war ich bis zum äußersten gespannt und wartete auf eine Reaktion. Sie erfolgte nicht sofort. Erst als ich den anderen anrief,

setzte er sich in Bewegung.
Im Lichtschein eines nächsten Blitzes konnte ich ihn besser erkennen.
Dabei stellte ich fest, daß es sich nicht um die Person handelte, die ich vom Boot aus auf der Insel gesehen hatte.
Hatte der andere noch einen Helfer?
Und dieser Typ wollte etwas von mir. Mit einer seltsam langsam anmutenden Bewegung streckte er beide Arme aus, um die Zweige zur Seite zu drücken.
Wie gesagt, er stand auf einer kleinen Erhebung, der Boden unter ihm war aufgeweicht und auch rutschig.
Das wurde ihm zum Verhängnis. Er schlingerte mit einem Bein weg, fiel nach hinten, hielt sich zwar noch fest, nur waren die Zweige keine Gitterstäbe. Sein Gewicht bog sie zur Seite, so daß eine Lücke entstand, durch die er glitt, mir genau vor die Füße rollte und liegenblieb.
Er hätte mich sogar noch berührt, wäre ich nicht schnell einen Schritt zurückgegangen.
Auf der rechten Seite und in einer verkrümmten Haltung lag er. Dabei zog er seinen rechten Arm an, weil er sich aufstützen wollte. Der Mann kam mir vor, als wäre er schwer verletzt worden.
Ich wollte ihm helfen.
Die Beretta wechselte ich in die linke Hand, streckte die rechte aus, faßte in seine nasse Kleidung und zog ihn hoch.
Er hing noch in einer schrägen Lage, als er seinen Kopf drehte und gleichzeitig der Widerschein eines Blitzes die nähere Umgebung erhellte, so daß ich besser sehen konnte.
Ein bleiches, nasses Gesicht. Tote, weit geöffnete Augen und etwas Dunkles am Hals, das mir wie eine gewaltige Wunde aussah, die von Zähnen her stammen konnte.
Von Zombiezähnen!
Da wußte ich Bescheid. Ich hatte keinen Verletzten oder normalen Menschen vor mir, dafür einen lebenden Toten, den der Biß des Hunde-Zombies dazu gemacht hatte.
Später erfuhr ich, daß dieser Mann auf den Namen Vince Morgan gehört hatte.
Im Augenblick aber durchfuhr mich ein gewaltiger Schreck. So stark, daß ich den anderen losließ und zurückwollte. Das schaffte ich nicht mehr, denn der Zombie reagierte für meine Begriffe verdammt schnell.
Fünf Finger umklammerten meinen linken Fußknöchel, zogen daran und rissen mich einfach um.
Ich fiel in ein Gebüsch, hörte die Zweige brechen und knacken, schlug um mich und bekam mit, wie sieb der Untote vor mir in die Höhe schob und ein lautes Knurren ausstieß. Dann stand er vor mir.
Er kam mir sehr groß vor und hob beide Arme in die Höhe, so daß

sie ein Dach bildeten, als sich die Fingerspitzen seiner Hände trafen. In dieser Haltung wollte er sich auf mich stürzen.

Er fiel auch, starrte mich an und sah in das fahle Mündungsfeuer hinein, denn ich hatte geschossen.

Als die Kugel ihn traf, rollte ich mich schon herum. Der Zombie stürzte genau dorthin, wo ich kurz zuvor gelegen hatte. Er war auf den Bauch geklatscht und rührte sich nicht mehr.

Ich stand auf. Der Regen hämmerte in mein Gesicht. Die Haut war eiskalt, ich fror, und ich rechnete gleichzeitig mit weiteren gefährlichen Überraschungen.

Gab es noch mehr Zombies?

Ich ging den umgekehrten Weg, den der Untote gekommen war, erklomm den winzigen Hügel und besaß einen etwas besseren Blick, trotz des nach wie vor starken Regens.

Mir fiel ein Unterstand auf, der an einer Seite offen war. Vorsichtig näherte ich mich dem Ziel. Dabei hatte ich das Gefühl, nicht mehr weit vom Zentrum einer unheilvollen Magie entfernt zu sein, die von einem mir noch unbekannten Mann gelenkt wurde.

Ich streifte auch die Kette über den Kopf, an der das Kreuz hing. Den silbernen Talisman selbst steckte ich in die rechte Tasche. So hatte ich ihn schnell greifbar.

Das Rauschen des Regens hüllte mich ein. Hin und wieder krachte der Donner oder jagten Blitze aus den Wolken. Noch sah ich meinen Gegner nicht und lauerte weiter.

Hinter dem Unterstand wuchsen Büsche. Der Wind fuhr hindurch, und sie kamen mir vor wie sich rasch bewegende Schatten.

Befand er sich dort?

Für einen Moment holte die Natur Atem. Es wurde fast still, nur der Regen rauschte.

Deshalb hörte ich auch das Gelächter.

Es klang scharf und gleichzeitig meckernd. Zudem spöttisch, was mir bewies, daß sich mein noch unsichtbarer Gegner für unbesiegbar hielt.

Sollte er ruhig, den Zahn würde ich ihm ziehen.

Ich wechselte sofort meinen Platz, denn zur Zielscheibe wollte ich nicht werden. Von mir aus gesehen wuchs rechts des offenen Unterstands ein karger, verkrüppelter Baum in die Höhe, der seine Äste wie dürre Arme ausstreckte. Der Regen peitschte gegen ihn, und dieser Baum bewegte sich plötzlich.

Er selbst konnte das wohl nicht, es war die Gestalt, die hinter ihm stand und mich genau durch eine Astgabel anschaute. »Willkommen, du Selbstmörder«, sagte der Fremde und begann wieder zu lachen…

Im selben Augenblick zuckte der Blitz über den Himmel, erhellte die Umgebung, und ich sah zum erstenmal das Gesicht des Fremden. Eine bleiche, nasse Fratze, hämisch verzogen und mit offenem Mund. Die

Haare, so dunkel wie das Gefieder eines Raben, bildeten einen nassen Wirrwarr auf dem Schädel, von dem das Regenwasser herunterfloß und in kleinen Bächen über das Gesicht in die Kleidung lief.

Uns trennten vielleicht drei bis vier Schritte. Daß der andere mich nicht hinterrücks angegriffen hatte, bewies mir seine Sicherheit. Er hielt noch einen Trumpf in der Rückhand. Ich wurde sehr auf der Hut sein müssen.

»Gratuliere«, sagte er plötzlich. »Du hast es geschafft. Der Untote lebt nicht mehr.«

»Es war kein Problem.«

»Deine Antwort sagt mir, daß ich dich nicht unterschätzen darf. Du scheinst ein besonderer Mensch zu sein, aber ich gebe dir recht. Es ist wirklich einfach, einen Zombie zu erledigen, wenn man die entsprechenden Mittel und Wege weiß. Außerdem muß man die richtigen Waffen besitzen, und die hast du doch - oder?«

»Möglich.«

»Ich werde damit rechnen, daß du sie hast. Aber gegen die Hölle und deren direkte Diener sind sie einfach zu schwach, das kannst du mir glauben.«

Ich ging nicht weiter darauf ein, sondern wollte den Namen des anderen wissen.

»Scirinna kannst du mich nennen. Aldo Scirinna. Hast du schon von mir gehört?«

»Nein.«

»Macht nichts, ich bin auch nur ein Rädchen im Getriebe des Teufels. Er steht hinter mir.«

»Dann soll er sich zeigen!«

Scirinna lachte. Das Gelächter wurde vom Donner verschluckt, und der Mann redete erst weiter, als der Krach in der Ferne verrollt war.

Unser Gespräch wurde sowieso vom Zucken der Blitze und von den peitschenden Donnerschlägen begleitet. Wir legten dann Pausen ein, wenn es zu laut wurde.

»Würde sich der Teufel zeigen, wärst du verloren!«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte ich lässig. »Schließlich habe ich ihm oft genug gegenübergestanden.«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Das kann ich nicht…«

»Frag ihn.« Der nächste Donnerschlag riß mir die weiteren Worte von den Lippen. Ich bekam auch mit, wie sich Scirinna blitzschnell bewegte und seinen Standort änderte. Als ich ihn wieder sah, stand er neben dem Baum und hielt seine Arme vorgestreckt.

Mein rechter Zeigefinger zuckte schon. Fast hätte ich abgedrückt, als ich mich soeben zurückhielt, denn der andere hatte mich nicht

angegriffen. Auf seinen Handflächen lag etwas. Beim ersten Hinschauen konnte ich den Gegenstand nicht genau erkennen. Er erschien mir ein wenig unförmig. Erst als ein Blitz die Umgebung erhellte, sah ich das, was er so festhielt.

Es war ein Hund!

Nachgebildet. Vielleicht aus Ton oder Plastik. Sollte das Zerberus sein? Wohl kaum, denn mir fielen Bills Beschreibungen ein. Da hatte dieser Hund ganz anders ausgesehen.

»Du willst also den Teufel bekämpfen?« fragte mich Scirinna und begann gellend zu lachen. »Dann fang mit ihm an!« Kaum hatte er die Worte gesprochen, als er den Hund in die Höhe schleuderte.

Ich folgte ihm unwillkürlich mit meinen Blicken, während sich Scirinna zurückzog und wie ein Schatten innerhalb der Regenschleier verschwand. Gern hätte ich ihn abgehalten, doch der seltsame Hund nahm meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Etwas geschah mit ihm.

Er befand sich noch in der Luft, als das Unwahrscheinliche passierte.

Plötzlich schoß aus ihm ein Schein so hell wie der Blitz empor, und einen Augenblick später fiel er wieder zu Boden.

Nicht als kleiner normaler Hund, sondern als gewaltiges Tier mit weißem Fell.

Und Scirinna kreischte gegen den Donner an. »Das ist er! Das ist Zerberus, der Höllenhund!«

Er war es tatsächlich!

Nicht nur ein Kopf wuchs auf seinen Schultern, sondern drei stachen aus dem breiten Hals. Und alle zeigten sie den gleichen Ausdruck.

Die Fratze des Teufels!

Bösartig, grauenvoll, mit weit aufgerissenen Mäulern. Für eine Sekunde war ich gebannt und dachte an das Feuer, das meinen Freund Bill Conolly fast erwischt hätte.

Mir sollte dies nicht passieren.

Ich drehte mich und lief in die andere Richtung. Zum Glück, denn die drei Mäuler spieen zur gleichen Zeit ihre langen Flammenzungen, und aus drei Richtungen versuchten sie, mich einzukreisen.

Sie waren verdammt schnell und huschten über den Boden. Ich hatte Mühe ihnen zu entgehen, denn die Kreise, die sie geschlagen hatten, verengten sich immer weiter.

»Höllenfeuer wird dich fressen!« hörte ich das Schreien des Aldo Scirinna.

Normalerweise hätte ich kaum eine Chance gehabt, aber es gab ein Mittel gegen das Höllenfeuer, das ich zudem noch bei mir trug.

Mein Kreuz!

Und so machte ich den Versuch, nahm das volle Risiko auf mich und stellte mich der Flammenschnur, die sich in meiner unmittelbaren

Nähe befand. Das Kreuz hielt ich längst in der Hand.
Sie fauchte herbei.
Eine zuckende, sich wild bewegende Schnur, die auch von dem Wasser nicht gelöscht werden konnte. Sie dampfte nicht einmal, als der Regen auf sie herabprasselte.
Ich warf einen raschen Blick nach rechts. Dort fauchten die beiden anderen Schlangen heran.
Und der Höllenhund stand dort, wo sich der knorrige Baum befand.
Sehr deutlich zeichneten sich seine drei glühenden, teuflischen Fratzen vor dem dunkleren Hintergrund ab.
Wenn ich das Feuer stoppte, war er dann auch erledigt?
Man konnte es hoffen. Mehr Gedanken durfte ich mir nicht machen, da die glühende Schnur schon ziemlich nahe war. Das Kreuz hielt ich fest, bückte mich, und in der folgenden Sekunde berührte das geweihte Silber das Feuer.
Es war risikoreich, aber ich war dieses Risiko voll eingegangen - und hatte Erfolg.
Etwas mehr als einen halben Schritt von meiner Fußspitze entfernt, wurde die erste Flammenspur gelöscht. Ich vernahm ein lautes Zischen, plötzlich stank es nach Schwefel, und ich vernahm einen gellenden und gleichzeitig kratzigen Schrei.
Sofort hob ich den Blick.
Der linke der drei Schädel war verschwunden. Zerplatzt durch die Macht des geweihten Silbers. Der Funkenregen wirbelte noch durch die Luft wie ein herrliches Feuerwerk, das bildartig vor dem düsteren Hintergrund stand. Von dieser Faszination durfte ich mich keinesfalls blenden lassen, denn noch gab es die beiden anderen Flammenspuren.
Einmal gezielt, änderten sie nicht mehr die Richtung. Es war typisch für den Teufel und seine Diener. Beide gaben erst auf, wenn nichts mehr ging.
So auch hier.
Bevor die Flammenspur meine Fußspitze erreichen konnte, war ich mit dem Kreuz unten. Der Kontakt kam zustande, ich vernahm wieder das Zischen, als das Höllenfeuer durch die magische Kraft meines Kreuzes gelöscht wurde, und mit dem nächsten Donnerschlag flog auch der zweite Kopf des Monstrums auseinander.
Der Funkenregen verteilte sich in der Luft, während sich der nur mehr einköpfige Hund abstieß und wie ein Ball in die Höhe schnellte.
Ich vernahm einen gellenden Ruf. Nicht Zerberus hatte ihn ausgestoßen, sondern Scirinna.
Er wollte nicht wahrhaben, daß er sich auf der Verliererstraße befand und mußte mit ansehen, wie auch der dritte Kopf verglühte. Der Widerschein erreichte Scirinna.
Er stand da wie ein Diener, der seinen Götzen anflehte. Die Arme

halb erhoben, dazu breitbeinig und in einer verkrampften Haltung. Sein Schrei endete in einem Jammern, als er zur Seite torkelte und ich ihn nicht mehr sah, denn der Funkenregen war verlöscht.

Dafür entdeckte ich den Hund.

Ein völlig normales Tier mit weißem Fell und weit aufgerissener Schnauze, aus der Feuer sprühte, das aber mich nicht erreichte, sondern seine Bahn über den Himmel zog.

Dann war Zerberus verschwunden.

Nicht explodiert, nicht zerstört. Ich rechnete damit, daß Asmodis seinen Höllenhund zurückgeholt hatte, damit er sich irgendwo seine Wunden lecken und sich regenerieren konnte.

Blieb Scirinna.

Soviel ich gesehen hatte, war er nicht vernichtet worden und hatte überlebt.

Verdammt auch!

»John! John!« Das war Bills Stimme. Er und Suko hatten die Insel erreicht, wähnten mich unter Umständen in Gefahr, dem war nicht so.

Ich gab auch keine Antwort, denn ich hatte Scirinna gesehen. Schräg vor mir huschte er weg. Er lief mit weiträumigen Schritten.

Ich schnitt ihm sofort den Weg ab und schrie ihn an, kurz bevor ein gewaltiger Donnerschlag die Welt um mich herum erschütterte. Ob er meine fast überkippende Stimme gehört hatte oder nur einfach so stehengeblieben war, das wußte ich nicht.

Jedenfalls stoppte er, schaute in eine andere Richtung und ließ mich näher kommen. Das hätte mich eigentlich mißtrauisch machen sollen, doch ich war so in Fahrt, daß ich darauf nicht achtete.

Erst als ich ihn schon deutlich erkennen konnte, drehte er sich um Grad.

Den Grund seiner ungewöhnlichen Haltung sah ich jetzt. Er hatte an der mir abgewandten Körperseite ein Gewehr gehalten, dessen Mündung nun auf mich zeigte.

»Die nächste Kugel ist für dich!« brüllte Scirinna, der etwas erhöht stand und auf mich zielte.

Den Blitz sah ich.

Den Schrei hörte ich nur.

Ich war geblendet worden, für mich war es der stärkste Blitz gewesen, der aus den Wolken gefahren war.

Und er hatte getroffen.

Scirinna heulte, ich öffnete wieder die Augen und sah seine Gestalt wie einen Schattenriß, der immer kleiner wurde, obwohl Scirinna nicht zusammensackte.

Erst Sekunden später fiel er. Als ich neben ihm stand, wußte ich, aus welchem Grunde sich seine Gestalt verkleinert hatte.

Die gewaltigen Energien des Blitzes hatten ihn verbrannt. Dabei war

er geschrumpft.

Bill und Suko eilten herbei, und ich hob die Arme. »Alles klar, Freunde«, sagte ich. »Und bei euch?«

»Es gibt keine Zombie-Hunde mehr«, erwiderte Bill Conolly.

Das war die beste Nachricht des Tages.

Wir fuhren zurück und nahmen die beiden Leichen mit. Auch das Gewitter hatte sich ausgetobt. Die unheimlichen Wolkenwände waren weggeweht worden, der Wind kam uns frisch und auch kalt vor, denn wir trugen noch immer die nasse Kleidung.

Die drei anderen warteten im Wohnwagen. Sie hatten sich umgezogen und schauten uns ängstlich entgegen. Mit wenigen Worten beruhigten wir sie, wollten aber wissen, wie es zu diesem grausamen Ereignis hatte kommen können.

Die Antworten machten uns einiges klar. Wieder einmal hatten Menschen versucht, mit den Kräften der Hölle zu spielen. Und Asmodis war nur zu gern darauf eingegangen.

Zerberus, der Höllenhund, war gekommen. Ob es der Höllenhund gewesen war, den man aus der griechischen Sage kannte, wußte ich nicht. Mir jedenfalls hatte er gereicht.

Che de Laga, Marion Ross und Else Kaan hatten ihren Schock fürs Leben weg. Daß aus ihrem Freund ein Zombie geworden war, behielt ich für mich. Was sie durchgemacht hatten, reichte.

Wenig später stiegen wir wieder in unsere Wagen und dampften ab.

Um das Geländefahrzeug des Aldo Scirinna wollten sich die drei anderen kümmern und es später abholen.

Dennoch hatte der Fall ein Nachspiel. Und wieder erwischte es ausgerechnet Bill Conolly. Als wir auf sein Grundstück rollten, bekam unser Freund einen so starken Niesanfall, daß fast der Bentley explodiert wäre.

»Gesundheit«, sagte Suko.

Daraufhin bekam Bill einen weiteren Niesanfall.

Ich glaube, ein jeder wird verstehen können, daß Suko und ich den Wagen fluchtartig verließen. Normale Dämonen reichten uns völlig. Ein Bazillenschlachtschiff wollten wir nicht gerade in der Nähe haben…

ENDE